Evangelischer

Liedersegen

zum

Gesangbuche der unirten Kirche

der

Pfalz.

Neunzehnte Gabe des evangelischen Vereins für die Pfalz.



Westheim.

Verlag des evangelischen Vereins für die Pfalz.

1861.

Buchdruckerei von D. Kranzbühler jun. in Neustadt a/H.

Vorwort.

Auch die diesjährige Gabe des evangelischen Vereins gilt dem neuen Gesangbuche der vereinigten Kirche der Pfalz, das der Widersacher fort und fort anficht, ohne den Schein einer Berechtigung seines Widerspruchs nachgewiesen, oder auch nur den Versuch eines Beweises angetreten zu haben, daß das Gesangbuch im Widerspruch mit dem Evangelio sich finde. Wir sind darum auch der guten Zuversicht, daß der eigentliche Grund dieses Widerspruchs, die Feindschaft gegen das Evangelium von Jesus Christus, auf welches unsere evangelische Kirche erbaut ist und von welchem sie ihren Namen hat, je länger je mehr von dem Kerne unseres pfälzischen Christenvolkes erkannt und gewürdiget werde. Es ist nun einmal so und kann nicht oft genug gesagt und stark genug betont werden, wie in jener Landrathssitzung am 18. Mai 1860 von einer unparteiischen Stimme öffentlich und unwidersprochen bezeugt wurde: „daß die Aufregung erst dann entstanden sei, als Diejenigen, welche weder ein altes noch ein neues Gesangbuch brauchen, sich an die Spitze gestellt

und geschürt haben.“ Deßgleichen bemerkte in der 48. öffentlichen Sitzung der großherzoglich hessischen Abgeordnetenkammer zu Darmstadt, unterm 11. October 1860, der General-Staatsprocurator Dr. Seitz, in Beziehung auf die bekannten Vorgänge in der bayerischen Rheinpfalz wegen Einführung eines neuen Kirchengesangbuchs, wörtlich: „Diejenigen, die am lautesten dagegen eiferten, sind solche, die in ihrem Leben weder ein Gesangbuch noch ein Gebetbuch zur Hand nehmen.“ Sogar Professor Schenkel in Heidelberg, der bekannte Anwalt unserer kirchlichen Oppositionsleute, gesteht wenigstens zu: „daß die Agitationen der Oppositionspartei den Kirchenstreit zu der Höhe und Allgemeinheit gebracht haben, in der er sich befindet, kann nicht abgeleugnet werden.“

Aus eben diesem Grunde kann und wird der Lärm auch nicht von Dauer sein und wir haben nicht die geringste Bange, daß Recht und Wahrheit den Sieg erhalten werden, ob es auch noch durch Stürme hindurch geht. Auch diese Stürme haben ihr Gutes — sie schütteln die welken Blätter und faulen Früchte ab, reinigen die Luft und körnen das Getreide. Es haben je und je solcherlei Stürme die Kirche Christi heimgesucht und die Gläubigen gefördert. Darum getrost und unverzagt, du liebes Christenvolk! Bereits hat sich das neue Gesangbuch, trotz allen Widerspruchs des Widersachers, in einem guten Theile unserer Gemeinden Bahn gebrochen, und

alle Einsichtsvolleren sind zu der Erkenntniß gelangt, daß es nichts als Spiegelfechterei war, was man den großen Haufen glauben machen wollte, daß die Freunde des neuen Gesangbuchs gegen die Vereinigungs-Urkunde seien, daß es insgeheim darauf abgesehen sei, die Leute wieder katholisch zu machen, und wie der Unsinn all heißen mag. Haben wir ja doch inzwischen hinlänglich Zeit gehabt, die Anklage zu untersuchen und den Geist und Gehalt des neuen Gesangbuchs zu erproben. Wer dies ehrlich und redlich gethan hat, gethan hat im Angesichte Gottes und auf Grund des göttlichen Wortes, der läßt sich nicht mehr irre machen. Auch das vorliegende Büchlein wünscht ein Scherflein beitragen zu dürfen zur weitern Aufklärung. Es enthält Liedergeschichten, Geschichten, die also nicht erdichtet, sondern wirklich geschehen sind. Wir haben folglich auch kein anderes Verdienst daran, als Vorhandenes gesammelt und zusammengestellt zu haben. In diesen Geschichten, die immerhin von verschiedenem Werthe sind, hat sich der Herr der Kirche selbst zu nicht wenigen Liedern unseres neuen Gesangbuchs ausdrücklich bekannt und wird sich wohl auch ferner dazu bekennen. Ja es sind diese Geschichten Zeuge, daß die bezüglichen Lieder aus dem Geiste des Herrn erzeugt und geboren wurden. Und einem solchen Zeugnisse gegenüber ist der gesammte Widerspruch des Widersachers nichts weiter, als Nebel und Dunst. Der wird verfliegen und die Sonne wird siegen! Uebrigens

wollen wir nicht vergessen, daß die Sonne, und auch „die Sonne der Gerechtigkeit," die gedoppelte Wirkung übt, eines Theils das Wachs zu erweichen und andern Theils den Koth zu verhärten, und daß es zu aller Zeit Leute gegeben hat und geben wird von der Sorte derjenigen, die da sprachen: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche."

Im Anhange versuchten wir den Dienern am Worte in Kirche und Schule noch eine besondere kleine Handreichung zu thun, die wohl keiner Gebrauchs-Anweisung bedarf. Es hat einen eigenthümlichen Reiz das „Heute ist geschehen, heute ist geboren, heute (wie Valerius Herberger zu sagen pflegt) ist's jährlich rc. rc.," und nächst den großen Thaten Gottes in der evangelischen Geschichte übrigt diesen kleinen Daten, als Zeugen für und Hinweis auf jene, doch wohl auch ein Plätzchen. Nur versteht sich, daß sie mit richtigem Takt und christlicher Weisheit genützt werden wollen. —

Und so bekenne sich denn der Herr auch zu diesem Büchlein, welches sich ergänzend und theilweise fortsetzend an die 15. Gabe des evang. Vereins „Lebensgeschichtliche Nachrichten rc." anschließt, um seines großen Namens willen.

Nro. 17.

Liebster Jesu! wir sind hier.

In Zwickau lebte um 1704 ein Bürger, welcher, so oft dies Lied beim öffentlichen Gottesdienst gesungen wurde, niederkniete und es recht demüthig und andächtig mitsang. Als er von seinem Nachbar befragt wurde, warum er solches thue, sprach er: „Mein Freund, ich habe viele hundert Predigten gehört, aber alle ohne Frucht und Nutzen; anjetzo aber gehen mir die Augen auf, daß ich sehe, woran es mir gefehlet, nämlich an Andacht und Eifer. Damit nun alle irdischen Gedanken von mir weichen, bitte ich Gott fußfällig und demüthig, daß er mein Herz in dieser Stunde zu sich ziehen, und ich also nicht ein bloßer Hörer, sondern auch ein Thäter seines Wortes werden möge, worauf ich auch bisher eine selige Veränderung an meinem Herzen gespüret."

Nro. 42.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

Ein Prediger besuchte einst im Frühjahr 1792 einen fünfjährigen Knaben, der an den Blattern krank lag. Da kam gerade der sonst rohe Vater des Knaben nach Haus mit dem Ausruf: „Wie sieht da draußen in der Natur doch Alles zum Verwundern schön aus!" Hier wandte sich nun der kranke Knabe plötzlich gegen seinen Vater und sagte mit ernster Stimme: „Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren und seine Güte nicht versteh'n? Er sollte rufen, ich nicht hören? Den Weg, den er mir zeigt, nicht geh'n?" (Vers 4), welche Worte einen tiefen unauslöschlichen Eindruck auf den Vater machten.

Die Veranlassung zu diesem Liede soll dem lieben Gellert dadurch geworden sein, daß ihm, als er einst in großer Noth war, die Güte seines Gottes in ganz unerwarteter Weise sich zu schmecken und zu fühlen gab. So soll ihm ein Schultheiß in der Nähe von Leipzig einen Wagen Holz vor das Haus geführt haben, als mehrere Tage lang an Gellerts Fenstern die Eisblumen nicht schmelzen wollten; und der Prinz Heinrich von Preußen soll ihm ein Gäulchen aufgenöthigt haben, um sich die vom Arzte anbefohlene nöthige Bewegung machen zu können &c. Dem Eindrucke davon verdanken wir das besagte Lied.

Nro. 59.

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Joachim Neander, reformirter Prediger zu Bremen, hat dieses Lied um das Jahr 1660 gedichtet. Die Melodie, die ganz dem Inhalte des Liedes entspricht und auf's Schönste mit ihm harmonirt, ist vom Verfasser selbst componirt. Sie wird von dem bekannten schönen Glockenspiele auf dem Thurme der Garnisonskirche zu Potsdam allstündlich mit Wiederholung gespielt, zuerst in einfacher Weise, darauf in volleren Tönen. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß Friedrich Wilhelm **III.** diesen Gesang besonders liebte.

In Frankfurt an der Oder lebte im vorigen Jahrhundert ein sehr frommer Schullehrer, Namens Hänsel. Lange hatte dieser treue Diener des Herrn seinem Amte mit aller Treue vorgestanden und sehnte sich nach seiner Auflösung, welche auch im Jahre 1760 erfolgte. Während er nämlich zu seiner Erbauung obiges Lied sang, wurde er von einem Schlagflusse getroffen und war auf der Stelle todt.

Nro. 67.

Nun freut euch, liebe Christengmein.

Dieses unvergleichlich schöne Lied hat unsern theuern Luther zum Verfasser und ist das erste im ersten evangelischen Gesangbuch gewesen, das im Jahr 1524 erschien und 8 Lieder enthielt. Schon im Jahre 1525 pflegte man dieses Lied sonntäglich in der Kirche vor der Predigt zu singen; es verbreitete sich schnell und hat der reinen evangelischen Lehre viel Freunde gewonnen und ihr an vielen Orten Eingang verschafft. Während es in vielen neuen Gesangbüchern gänzlich ausgelassen ist, haben es unsere Alten nicht genug rühmen und ehren können. Einer nennt es, wie bei Gabriel Wimmer zu lesen ist, ein wunderschön herrlich geistlich Lied, das Luther aus reichem Geist gemacht und gesungen. Ein Anderer schreibt: „Wenn der theure Mann Luther kein Lied gemacht hätte als dies oder: „Ein' feste Burg ist unser Gott", so würde er dies Lob verdienen, daß er in Kunst und Andacht noch von keinem andern Poeten übertroffen worden." Ein Anderer urtheilt so davon: es sei nicht ein einziges Wort vergebens gesetzt worden, daß man bekennen müsse, der heil. Geist sei selbst Meister im lieben Luther daran gewesen. Noch ein Anderer hat geschrieben: In diesem Liede sei Theologie, Christologie und Anthropologie, der ganze evangelische Glaubensgrund, enthalten. Ein Anderer nennt es einen wunderschönen Meistergesang Luthers, darinnen er die Magnalia (die großen Thaten) Christi in's Herz zu bilden bemüht gewesen und darin sich fast selbst übertroffen u. s. w.

Die Verfolgungen gegen die Bekenner der reinen Lehre äußerten sich früher fast allgemein. So geschah es denn auch, daß in dem Lande ob der Ens ein Befehl ausging, daß alle Diejenigen, welche der evangelischen Lehre anhangen würden, ihrer Aemter entsetzt, Häuser

und Güter ihnen weggenommen, sie selbst aber des Landes verwiesen werden sollten. Ein Schullehrer, durch diesen Beschluß erschreckt, verließ die erkannte Wahrheit. Seine Gattin stellte ihm vor, wie er Unrecht gethan habe, und setzte hinzu: er würde auf seinem Sterbebette wohl erfahren, daß er seinen Glauben auf Sand gebauet habe. Nach kurzer Zeit verfällt der Schullehrer in eine zum Tode schwere Krankheit. Um sein geängstetes Gewissen zu beruhigen, läßt er Geistliche seines Glaubens rufen; aber sein Herz blieb bei ihrem Zuspruche kalt und ohne Trost. Da wird es mit einem Male so licht in seinem Innern, er erinnert sich des Liedes: „Nun freut euch, liebe Christengmein" und bittet, daß es ihm seine Gattin zum Troste singen möchte, und gab dann seinen Geist auf.

Nro. 76.

Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn.

Ein frommer Alter, der dies Lied singen hörte, konnte sich der Thränen nicht enthalten; er sagte zu seinen Kindern: „Liebe Kinder, welche selige Zeit habt ihr doch erlebt; wenn meine Eltern diese Worte vor ihrem Ende gehört hätten, wie wäre ihr Herz so freudig geworden."

Zu Vers 6 und 7 dieses Liedes macht Heinrich Schwarz in seinem **Memento mori** die Bemerkung: „Diese Worte werden oft gesungen, aber wenig bedacht, wiewohl sie werth wären, daß sie die Herren in ihre Wappen, die Soldaten in ihre Fahnen, die Studenten in ihr Stammbuch, die Krämer in ihren Kaufladen, die Handwerksleute in ihre Werkstatt und jeder Christ in sein Herz, wo es möglich wäre, mit goldenen Buchstaben schreiben ließe, damit sie ja Keinem aus seinem Gedächtniß kommen, sondern alle Tage als eine Erinnerung so nöthig, als täglich Brod möchten betrachtet und zu wahrer Gottesfurcht und sonderlich zu einem

seligen Sterbestündlein wohl und nützlich angewendet werden."

Nro. 94.

Ein hochgelobet Kindelein.

Unter die Lieder, welche schon vor der Reformation da waren, gehört auch dieses. Luther selbst setzt es unter die von alten Christen gemachten Gesänge und es war schon 800 Jahre vor Luther bekannt, doch nur der erste Vers, später erschienen die drei folgenden.

Als ein Wittenbergischer Doctor zu Melanchthon schickte und ihn fragen ließ, warum man in diesem Liede sänge: „Ist uns geboren heute", da doch Christus vor so viel hundert Jahren Mensch geworden? so gab Melanchthon dem Diener zur Antwort: „Sage deinem Herrn, ob er nicht auch heute Trost bedarf?" —

Kaiser Ferdinand I. soll einst bei Anhörung dieses Liedes gesagt haben: „Ich bin auch deren Einer, von welchen gesungen wurde: „Zum Trost uns armen Leuten!" Ich gehöre auch unter die armen Leute, von welchen Christus zu den Abgesandten Johannis des Täufers sagte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt."

Ein Jahr nach Hussen's Verbrennung ward Hieronymus von Prag, Hussen's Jünger und Freund, auf derselben Stelle verbrannt. Auf dem Wege sang er mit heiterm Blick: „Der Tag der ist so freudenreich," und das apostolische Glaubensbekenntniß. Da er an den Pfahl gebunden, tritt ein Mönch auf den Plan und rufet aus Ablaß und Vergebung der Sünden allen Denen, die Holz werden zutragen, diesen Ketzer zu verbrennen. Da bringt ein armes Bäuerlein noch eine schwere Bürde Reisig herzugetragen und legt's zum Scheiterhaufen. „O heilige Einfalt," sagt Hieronymus

lächelnd, „wer dich betrübt, der hat's zwiefache Sünde!“ Darauf sang er noch ein Passionslied und rief laut: „In deine Hände, Herr, befehl' ich meinen Geist!“

Nro. 95.

Gelobet seist du, Jesu Christ.

Christian Knesebeck, ein Rathskämmerer zu Rostock, war 10 Jahre lang taub gewesen und hatte ein Alter von 82 Jahren erreicht. Als im Jahre 1703 am heiligen Weihnachtsabend seine Frau und seine Tochter das Lied zu singen anfingen: „Gelobet seist du, Jesu Christ ꝛc.“, wurden seine Ohren geöffnet, daß er mitsang und fortfuhr: „daß du Mensch geboren bist.“

Nro. 96.

Vom Himmel kam der Engel Schar.

Ein großer Melancholicus, welcher in der Musik nicht unerfahren war, wurde mit vielerlei Arznei lange und oft geplagt, so daß er endlich keine mehr haben wollte. Als er jedoch wieder von einem neuen und sehr schweren Anfall heimgesucht wurde, bat er seinen Arzt, den Dr. Fehre, in seiner höchsten Angst und unter tiefstem Seufzen ganz inständig noch um ein einziges Hülfsmittel. Dieser schrieb ihm aber nichts Anderes vor, als die letzten Worte aus dem oben angeführten Liede, welche also lauten: „Geduldig, fröhlich allezeit!“ und fügte sogar die Melodie in Noten auf einem Zettelchen bei. Als er dieses gethan, lachte der Patient ganz laut darüber, erhob sich frohlockend vom Bette und wurde nun von diesem Uebel gänzlich befreit.

Nro. 97.

Vom Himmel hoch da komm ich her.

Ein siebenzigjähriger Greis, so wurde bei einer Versammlung der evangelischen Bücherstiftung in Berlin im

Jahre 1846 erzählt, stimmte mit heller Stimme vor seinem Scheiden dies Kinderlied Luthers an und ging dann freudig singend wie ein Kindlein in den Himmel ein.

Nro. 102.

Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich.

Als den Wohlauern die von den Katholiken abgenommene Kirche den 13. October 1707 wieder übergeben wurde, haben die Evangelischen denselben Abend den Gottesdienst darin wieder angefangen und gesungen: „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich," wobei der Prediger Lincke die angefangene Rede vor vielen Thränen nicht hat beendigen können.

Heinrich von Schönberg zu Frauenstein bei Freiberg hat sich dieses Lied im Jahre 1616 abschreiben und mit in das Grab geben lassen.

Nro. 132.

Hilf, Herr Jesu, laß gelingen.

Eine Anzahl frommer Hüttenbewohner eines Dorfes der Grafschaft Ravensberg in Westphalen war in einem Hause zusammengekommen, um mit Gesang und Gebet den Uebergang aus dem alten in's neue Jahr zu feiern. Eine Gesellschaft junger Bursche aber, die ihren Sylvester in anderer Weise zu feiern pflegten, hatten dem Sauhirten, der zugleich Nachtwärter war und oft des Nachts wie bei Tage die Säue von den Straßen treiben mußte, eine volle Flasche Wein versprochen, wenn er um Mitternacht hingehe, sein Horn durch das Fenster jenes Hauses strecke und dann mitten in das Gebet hineinblase. Dieser, gewohnt Manches um eines guten Trunkes willen zu thun, hatte dienstfertig den Auftrag übernommen und ging um Mitternacht hin. An dem Hause angekommen, hörte er, wie eben in feierlichem Tone der Gesang beginnt: „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen, hilf,

das neue Jahr geht an!" Und siehe, da ward es dem Wächter auf einmal ganz eigens zu Muthe. Als der Gesang zu Ende war und das Gebet begann, hört er auch zu, und hört vor allen Dingen ein Dankgebet, herzlich und warm für alle Wohlthaten, womit Gott der Herr die Seinen im alten Jahr gesegnet, dann die Bitte und Fürbitte für alle Menschen, für die Könige und Obrigkeiten, auch für den lieben alten Pfarrer, für alle Bekehrte und Unbekehrte in der Gemeinde, auch insonderheit für die Nothleidenden und Kranken, und namentlich für die Annaliese, des Hirten und Nachtwächters krankes Weib. Da hielt es der Hirte nicht länger mehr vor dem Fenster aus, sondern ging hinein zu der Versammlung, die betend auf ihren Knieen lag, und sank auch hin und schluchzte und weinte viel Thränen, an denen die Engel im Himmel ihre Freude hatten. Denn die Neujahrsnacht ist dem Nachtwächter zur Weihnacht geworden und die himmlischen Heerschaaren sangen auf's Neue: „Ehre sei Gott, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Nro. 133.

Nun laßt uns gehn und treten.

Dieses Lied, ein Neujahrslied, ist zum Neujahrsfeste 1649, dem ersten Neujahr nach dem 30jährigen Krieg, gedichtet. — Ein frommer Mann schreibt über dies Lied: „Das ist ein rechter herzlich schöner Neujahrswunsch. Es ist darinnen nichts vergessen, was ein Christ für den andern zu Gott beten, und ihm, in was Nöthen und Anliegen er sich befinden kann, Gutes von demselben wünschen mag. Möchten daher so Manche, statt ihrer meist leeren und unnützen Neujahrscomplimente, diese kräftigen Wunsch- und Gebetsworte daheim in ihrem Kämmerlein mit ernstlichem Singen und Flehen gen Himmel schicken, es würde mehr Segen und wahren Nutzen nach sich ziehen und auf die Christenheit kom-

men, als von ihren leeren und eitlen Wünschen nicht zu hoffen ist."

Nro. 144.

Mit Fried und Freud fahr ich dahin.

Der fromme tapfere Herzog Christoph von Würtemberg kam im Jahre 1568 an's Sterben. Als sein betrübtes Ehegemahl ihn mit ihrer Sorgfalt gern am Leben erhalten hätte, antwortete er: „Ein kühl Erdreich wird mein Doctor sein. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Wenn das erwartete Stündlein kommt, so will ich, daß ihr alle zusammen singet: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin." Wenn ich hundert Jahre zu meinem zeitlichen Leben nur mit einem Heller kaufen könnte, wollte ich es nicht thun. Wenn die Stunde meines Todes kommen wird, so glaubt mir, daß dies die Stunde sei, worauf ich lange gewartet habe." Als nun die Stunde kam, da gab ihm sein Gott viele Geduld in's Herz, daß er sprach: „Ja, gerne will ich leiden, ja, gern will ich geduldig sein!" und ist als ein tapferer Glaubensheld am 28. December 1568 selig heimgefahren.

In der großen Ueberschwemmung in der Gegend bei Weimar am 29. Mai 1613 hatten sich in Lehnstett 27 Personen auf einen Boden gerettet, wo sie bei der immer mehr anwachsenden Wasserfluth ihren nahen Tod vor Augen sahen. In ihrer Todesangst stimmten sie das Lied an: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin." Der Herr erbarmte sich ihrer und sie wurden gerettet.

Nro. 152.

Christe, du Lamm Gottes.

Der lutherische Pastor Claus schreibt aus Nordamerika: „Im Jahre 1852 kam die Cholera in meine Gemeinde. Diese trat so heftig auf, daß binnen 3

Wochen 80 Menschen von derselben ergriffen und hingerissen wurden. Bei denen, die's mit dem Herrn treu meinten, fand ich überall große Freudigkeit zum Sterben. Nur ein Beispiel. Eine Frau rief mir beim Eintritte den schönen Liedervers entgegen: „Freu dich sehr, o meine Seele" — und ich mußte mit ihr singen: „Christe, du Lamm Gottes;" sie hatte alle ihre Kräfte zusammengenommen und sang mit vernehmlicher Stimme mit. Einige Stunden darauf entschlief sie, ohne die Bitterkeit des Todes zu schmecken."

Nro. 153.

O Lamm Gottes unschuldig.

Ein sehr alter Mann wurde bei einer Kirchenvisitation gefragt: ob und was er beten könne? Darauf gab er zur Antwort: Ja, er könne wohl beten, und er bete seine Gebetlein, die er in der Jugend gelernt, er wisse aber nicht, ob sie noch heutigen Tages gelten würden, denn man müsse jetzt gar zu viel neue lernen. Als er sie nun hersagen sollte, sprach er: Ich bete alle Morgen und alle Abend: „O Lamm Gottes unschuldig" ꝛc. und: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, das macht uns rein von allen Sünden." Hierauf sagten die Herren Visitatoren: Es sei gut, er sollte nur immer so beten.

Dr. Heinrich Müller in Rostock, der Verfasser der bekannten „Geistlichen Erquickungsstunden", sang dieses Lied mit großer Herzensfreude, als er kurz vor seinem Tode, am 23. Sept. 1675, das hl. Abendmahl genoß, und tröstete dann die Seinen, ihren Blick aufwärts richtend, mit den Worten: „Dort, vor dem Stuhle des Lammes, werde ich ungehindert von dem Leibe des Todes für euch beten, bis wir vereint mit einander vor ihm stehen."

Nro. 159.

Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen.

Als der tapfere Glaubensheld J. G. Rösner zu Thorn um seines Glaubens willen von den Jesuiten schwer verfolgt, ja zuletzt getödtet wurde, so sprach er, als man ihn gefangen abführte, V. 11 unseres Liedes: „Ich werde dir zu Ehren Alles wagen, kein Kreuz nicht achten, keine Schmach und Plagen; nichts von Verfolgung, nichts von Todesschmerzen nehmen zu Herzen", und bemerkte dazu: „Dies soll ich nun practiciren."

Dr. Petersen erzählte, daß, als einmal ein heftiger Eiferer auf der Kanzel gegen ihn so gewüthet habe, daß er der Obrigkeit sogar insinuirt habe, ihm den Kopf vor die Füße zu legen, der Cantor alsbald zur allgemeinen Rührung der Gemüther angefangen habe zu singen: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?"

Nro. 160.

Jesu, deine tiefen Wunden.

M. Philipp David Burk erhielt im Jahre 1758 das Decanat Markgröningen. Ohne sein Zuthun wurde ihm im Jahre 1766 die Stadtpfarrei und Specialsuperintendentur in Kirchheim u. T. übertragen. Nachdem er daselbst mehrmals mißlich scheinende Krankheiten auszustehen gehabt, überfiel ihn seine letzte Krankheit mit heftigem Fieberfrost, als er gerade — am 3. Februar 1770 — über Ebr. 6, 7 und 8 mit Zuziehung von Vers 4 des Liedes: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" eine Beichtrede hielt. Es brachen einige Geschwüre in der Brust auf und seine Lunge wurde unbrauchbar. Er aber sah diese seine letzte Krankheit als einen Tiegel an, den der Herr gebrauchte, ihn von Allem loszumachen, was sich nicht auf den lautern, einfältigen Glauben an Jesum, den Heiland, und den Zugang zum Vater durch Christum gründete.

Nichts als dieses — das bekannte er oft — bleibe ihm übrig, nämlich der lautere Halt an die Gnade Gottes in Christo Jesu; was er Andern gepredigt und gezeuget, das beweise sich nun als Wahrheit an seinem Herzen. „O wenn Einer auf das Todtenbett kommt," rief er einmal aus, „es wird Einem Alles abgestreift, das eigene Wissen, Wirken, Haben, nichts bleibt Einem übrig, als das bloße Erbarmen in Christo. O wie wird mir's sein — setzte er dann mit Thränen hinzu — wenn ich meinen lieben Herrn Jesum, von dem ich so viel gepredigt habe, das erste Mal sehen werde" und ließ sich dann das Lied: „Jesu, deine tiefen Wunden" singen.

Nro. 161.

Wenn mich die Sünden kränken.

Am 16. März 1785 starb in Berlin ein 17jähriger Jüngling, an welchem die Kraft dieses Liedes sich als ein Anker des Heils und eine Quelle des Trostes auf eine sehr erbauliche Weise erwiesen hatte. Lange war er als ein verlorner Sohn der Gegenstand der Seufzer und Gebete seiner Eltern, als endlich die Hand der rettenden Gnade ihn auf's Krankenbett legte, auf welchem unter den heißen Thränen der um ihn weinenden Mutter das Eis seines Herzens zu schmelzen begann. Sein Gewissen erwachte und erkannte, wie schwer er wider Gott und Menschen gesündigt hatte. Das Verderben, in das er sich gestürzt, lag vor ihm in einer Tiefe, aus der er keine Rettung mehr zu hoffen wagte, und seine Sünden erschienen ihm größer, als daß sie ihm könnten vergeben werden. In diesem Zustande trostloser Reue, Angst und Verzweiflung brachte er eine geraume Zeit zu. Siehe, da begann jenes Lied, das er einst in der Schule auswendig gelernt, auch inwendig zu ihm zu reden. Das Wort vom Kreuze wurde auch an ihm ein Wort der Gnade und des Lebens, und er fing an zu fühlen, daß der Zuruf des Heilandes: „Sei getrost,

mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!" auch ihm gelte. Der Friede Gottes machte wieder Wohnung in seinem Herzen, und unter allen Schmerzen der Krankheit über nichts mehr klagend, als daß er so lange den Weg der Sünde gewandelt, sah er mit Freude seinem Ende entgegen, bittend, daß man bei seinem Tode doch jenes Lied singen möchte, vor allen den Vers: „Was kann mir denn nun schaden der Sünden große Zahl?" rc. Bald darauf empfing er von Consistorialrath Silberschlag das heil. Abendmahl, und auch dabei war vor Allem jener Vers sein Beicht-, Trost- und Dankgebet. Einem seiner Kameraden, der ihn wenige Tage vor seinem Ende besuchte, rief er zu: „Du, mein Lieber, weißt es, wie oft wir den Herrn Jesum entehrt haben. Aber nun nimm dir an mir ein Beispiel und werde durch meinen Schaden klug. Ich widerrufe alle Wege der Sünde, die wir mit einander gegangen. Thue auch du es und bekehre dich zu deinem Heilande, dieweil du noch lebest und gesund bist. Du wirst nicht anders selig als durch das Blut unsers Herrn Jesu Christi. Gib mir die Hand darauf!" Dieser that es und versprach unter Thränen, daß er auch umkehren wolle. Beide umarmten sich dann, und nahmen Abschied von einander auf ein fröhliches Wiedersehen vor dem Throne des Herrn Jesu.

Nro. 165.

O Welt, sieh hier dein Leben.

Ein Kind, ein Knäblein von 5 Jahren, hatte einige Verse dieses Liedes in einer Kleinkinderschule auswendig gelernt. Darüber fuhr der Knabe mehrere Abende hinter einander aus dem Schlafe auf und weinte heftig. Sein Vater, ein roher Mann, fragte ihn, was ihm wäre. Er aber betete unter fortwährendem Weinen: „Ich, ich und meine Sünden" rc. (Vers 4), und fügte dann hinzu: „O Vater! wir müssen Buße thun, sonst

kommen wir nicht in den Himmel.“ Und dann hat er nicht nachgelassen, seinem Vater von der Liebe des Heilandes zu erzählen, bis endlich dessen Herz erweicht war.

Nro. 167.

O Haupt voll Blut und Wunden.

Es ist eins von den 7 Liedern Paul Gerhardt's, welche mehr oder minder freie Nachbildungen sind. Das lateinische Original, wie es von Bernhard von Clairvaux, den Luther den frömmsten Mönch genannt, im 12. Jahrhundert gedichtet hat, beginnt: **Salve caput cruentatum.** Hievon ist nun Gerhardt's: „O Haupt voll Blut und Wunden“ eine ziemlich freie Nachbildung, die schon 1659 gedruckt wurde.

In dem letzten Willen des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. (regierte von 1713 bis 1740) war befohlen, daß bei seinem Begräbnisse die Hautboisten das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden“ blasen sollten.

Als der edle Feddersen, Consistorialrath und Propst zu Altona, während seiner letzten Krankheit im Jahre 1788 einmal unter den heftigsten Schmerzen darniederlag, daß er meinte, sie nicht mehr ertragen zu können, griff er zu dem Liede: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ indem er sprach: „Mein Heiland litt unschuldig, ich aber bin ein Sünder;“ und so gab ihm dies Lied Gelassenheit und Ausdauer.

Am Morgen des 27. September 1853 wanderte eine Anzahl Brüder, welche zur Jahres-Conferenz des lutherischen Kirchenvereins nach Wittenberg gekommen waren, zum Elsterthore hinaus an dem Platze vorüber, wo Luther die Bannbulle verbrannt hatte, zum Kirchhofe hin, um des sel. Heubners an seinem Grabe zu gedenken und ihm eine letzte Ehre zu thun. „Da stan-

den wir," so schreibt ein Theilnehmer, „an der von inniger Liebe mit Kränzen immer auf's Neue geschmückten und mit einem Kreuze einfach gezierten Grabstätte des Mannes, der unserm Herzen immer theuer sein wird. Und während ein starker frischer Morgenwind durch die Bäume hinsauste und die Morgensonne ihre Strahlen auf die Gräber warf, huben sich unsere Häupter und wir sangen im volltönigen weithin den Morgenwind überschallenden Männerchor die 2 letzten Verse aus Paul Gerhardt's schönem Liede: „O Haupt voll Blut und Wunden," beteten still und gingen zur Stadt zurück. Es war ein Augenblick voll tiefer, ergreifender Wirkung, welchen keiner der Theilnehmer wird vergessen können. Ja des Gerechten Gedächtniß bleibt im Segen immer und ewiglich!"

Dr. Joh. Phil. Fresenius, Consistorialrath und Senior zu Frankfurt am Main, erzählt in seiner Schrift: „Merkwürdige Nachricht von der wunderbaren Bekehrung eines großen Naturalisten" vom Jahre 1759, wie er nach der blutigen Schlacht bei Bergen am 13. April 1759 zu dem in derselben tödtlich verwundeten und nach Frankfurt gebrachten General von Dyhorn gerufen worden sei, und den dem Tode verfallenen Mann durch seinen Zuspruch von dem großen Unglauben seines Herzens bekehrt und zur Erkenntniß Christi gebracht habe, also daß derselbe bei seinem zweiten Besuche ihm die zwei letzten Verse des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden" zugerufen und ein Mal über's andere wiederholt habe, indem er sie für seinen festesten Halt erklärte und damit seine Zuversicht aussprach zu Jesu, der ihm nach langem Leugnen seiner Gottessohnschaft nun sein Ein und Alles geworden sei.

Als der Apostel der Hindu, Christ. Friedr. Schwarz, im Jahre 1798 nach langer segensvoller Arbeit das

Zeitliche gesegnen wollte, standen seine malabarischen Missionsgehülfen um sein Bette und sangen ihm die letzten Verse in ihrer malabarischen Sprache zum Todesschlafe. Der müde Greis stimmte öfters noch mit schwacher Stimme ein, bis er seinen Geist aushauchte.

Am 27. Februar 1825 lag in Nürnberg der alte fromme Tobias Kißling auf dem Sterbebette, und wie er bei seinen Lebzeiten die Kinder besonders lieb gehabt hatte, kamen nun zu dem einsamen Manne, dem Gott keine Kinder beschert hatte, ein ganzes Häuflein derselben und sangen ihn mit diesem Liede in den Todesschlaf ein. — Und am 21. Juli 1827, als der treue Gottesknecht, der alte Prediger Jähnicke in Berlin zum Sterben kam, sagte er noch die letzten Worte: „Ich habe den Herrn in meinem ganzen Leben treu erfunden," und die Umstehenden sangen darauf die beiden Schlußverse unseres Liedes. Als sie bei den Worten: „Wer so stirbt, der stirbt wohl" sein ehrwürdiges Angesicht betrachteten, war er inzwischen seinem treuen Herrn sanft entschlummert.

Eine erweckte Frau im Württembergischen kam eines Tages zum sel. Prälaten Oetinger und beklagte sich, daß sie so viel von Geistererscheinungen heimgesucht werde. Oetinger rieth ihr, sie solle das Lied: „O Haupt" ꝛc. betrachten und beim letzten Vers stille stehen. Etliche Tage darauf kam die Frau wieder, dankte für den guten Rath und sprach: „Nun bin ich frei, nun sehe ich nichts mehr."

Die letzten Worte: „Wer so stirbt, der stirbt wohl," hat Dr. Luther schon vor Paul Gerhardt gesprochen über sein liebes 13jähriges Töchterlein Magdalene, die ihm der Herr im Jahre 1542 abgerufen hatte. Bei ihrem Sterben fragte er das Kindlein: „Magdalenchen, mein

Töchterlein, du bleibst gerne hier bei deinem Vater, und ziehest gerne hin zu jenem Vater?" worauf das Kindchen antwortete: „Ja, herzer Vater, wie Gott will," und dann sanft verschied. Als nun das Töchterlein in den Sarg gelegt wurde, rief er: „Du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen. Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne." Als er vom Begräbniß zurückkehrte, sprach er zu Melanchthon: „Wenn das Kind sollte wieder lebendig werden und sollte mir das türkische Königreich mitbringen, so wollte ich's nicht annehmen. O wer so stirbt, der stirbt wohl! Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!" Als seine Freunde seinen großen Schmerz sahen und von allen Seiten kamen, um ihn zu trösten, so antwortete er: „Es soll euch lieb sein, ich habe einen Heiligen zum Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen! — O hätten wir einen solchen Tod. Solch' Ende wollte ich auf diese Stunde annehmen!"

Nro. 187.

Christ ist erstanden.

Ein deutscher Christenknabe fiel im Kriege in die Hände der Türken und mußte unter ihnen aufwachsen, da ihm Niemand die Freiheit wieder zu verschaffen suchte. Aber da er in seinem Vaterlande frühzeitig mit dem seligmachenden Glauben an Christum vertraut geworden war, hielt er ihn fest in seinem Herzen, als ihn die göttliche Fügung in harte Sclavenketten geschmiedet hatte. Schon war er Mann geworden. Einst mußte er am Auferstehungstage des Herrn den Acker seines leiblichen Gebieters pflügen, doch sein Herz feierte das hl. Osterfest, während er hinter dem Pfluge herging, und mit heller Stimme sang er in deutscher Sprache: „Christ ist erstanden." Gerade fuhr der Gesandte des deutschen Kaisers in Konstantinopel vorbei, der verwundert, hier ein deutsches geistliches Lied zu hören, aus dem Wagen

sprang, um bei ihm selbst hierüber Rathschluß zu holen. Diesem erzählte er seine Geschichte und schloß mit den Worten: „In mein Vaterland kehre ich wohl nimmer zurück, aber meinen christlichen Glauben werde ich auch unter den Türken bewahren. Ich weiß, es ist heute Ostern, und ob ich schon von meinen Glaubensbrüdern dem Leibe nach so weit entfernt bin, feiere ich doch mit ihnen in Gemeinschaft das heil. Auferstehungsfest unseres Herrn."

Eine Jüdin hörte, als ihre Geburtsstunde herannahte, von den Currentknaben das Lied singen: „Christ ist erstanden." Das erweckte sie so sehr, daß sie nicht nur für ihre Person sich entschloß, eine Christin zu werden, sondern auch ihr Kind im Mutterleibe dem auferstandenen Heiland widmete. Der Mann war eben verreiset und so konnte sie ihren Entschluß ungehindert ausführen. Das Kind ist späterhin unter den Christen erzogen und ein Doctor der Medicin geworden.

Der Pfarrer Droschke hatte schon 1556 dem protestantischen Prediger Heidenreich gestattet, die Kanzel der katholischen Pfarrkirche zu Schweidnitz in Schlesien zu betreten, doch unter der Bedingung, sich aller kirchlichen Verrichtungen, aller Ceremonien und Ausspendung der Sacramente zu enthalten. Heidenreich erfreute sich hierauf eines bedeutenden Zulaufs. Der Pfarrherr aber darüber erbittert bestieg am Osterfeste 1557 von Neuem die Kanzel, wurde jedoch im eigentlichen Sinne alsbald wieder herabgesungen, indem das Volk das Lied anstimmte: „Christ ist erstanden von der Marter alle, deß sollen wir Alle froh sein, Christ will unser Trost sein."

Nro. 189.

Christ lag in Todesbanden.

Die Tochter Friedrichs I., Königs von Dänemark, Dorothea, die Gemahlin Christophs, Herzogs zu Mecklen-

burg, hatte bei ihrem Todeskampfe einen besonderen Trost daraus geschöpft, daß auf diesen zeitlichen Tod das ewige Leben erfolget, und daher sehr oft den 4. Vers dieses Liedes mit heißer Inbrunst wiederholt, welcher also lautet: „Es war ein wunderlicher Krieg, da Tod und Leben rungen; das Leben das behielt den Sieg, es hat den Tod verschlungen, wie verkündet hat die Schrift: „Tod, ich will dir sein ein Gift;“ ein Spott der Tod ist worden. Hallelujah!“ Sie verschied selig am 11. November 1575.

In den 1780er Jahren ging in Holstein eine adelige Dame, ein Muster ihres Geschlechts, die ihrem Hause wohl vorstund und viel Gutes that, in die Ewigkeit. Als sie auf ihrem Sterbebette sich mit ihrem Seelsorger über die ewigen Angelegenheiten ihrer Seele zum letzten Male besprach, so schlug dieser das Lied: „Christ lag in Todesbanden“ zu singen vor. Sie sang stille mit. Bei den Worten aber: „Ein Spott der Tod ist worden,“ richtete sie sich rasch empor, klopfte in die Hände, wiederholte diese Worte mit heller Stimme und heiterm Angesicht, und kaum hatte sie dieselben ausgesprochen, so übergab sie ihren Geist in die Hände ihres Heilandes.

Nro. 197.

Jesus, meine Zuversicht.

Ist von der frommen Gemahlin des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Luise Henriette, im Jahre 1649 gedichtet, in welchem sie ihr erstes und einziges Kind durch den Tod verloren hatte, wodurch zugleich auf lange die Hoffnung zur Erhaltung des Churhauses verloren ging. Winterfeld hat recht, wenn er von diesem kräftigen Sterbe- und Auferstehungslied sagt, es leuchte aus ihm jene tapfere und freudige Gesinnung der frühesten Zeit der Kirchenverbesserung wieder hervor, welcher der Tod ein Weg zum Leben

war, weßhalb es auch allezeit ein Kleinod in dem heiligen Gesang der evangelischen Kirche bleiben werde. — Der berühmte Arzt Dr. Hufeland hatte es sich, als er im Jahre 1836 zu Berlin starb, besonders ausgebeten, daß dieser Gesang an seinem Grabe gesungen werden möchte, was denn auch von der ganzen unermeßlichen Trauerbegleitung geschah und sehr ergreifend gewesen sein soll.

Als Bartholomäus Ziegenbalg, der Erstling unter den evangelischen Missionären, der in Ostindien das Evangelium im größten Segen verkündete und das neue Testament in die malabarische Sprache übersetzte, zu Tranquebar am 23. Februar 1719 im Sterben lag, riefen ihm seine Freunde, die um sein Bett herstanden, noch zu: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft u. s. w.“ Darauf bezeugte er ihnen: „Ach ja! ich will diesen Kampf mit Christo aushalten, auf daß ich eine so herrliche Krone erhalte.“ Hierauf begehrte er, sie möchten ihm das Lied singen: „Jesus, meine Zuversicht.“ Das thaten sie denn auch und spielten dazu auf dem Klavier. Der Sterbende aber, dem diese Worte einen himmlischen Glanz über die Nacht des Todes verbreiteten, deutete ihnen an, es werde ihm so hell vor den Augen, als ob ihm die Sonne in's Gesicht schiene, und bald darauf entschlief er unter dem Thränengebet der Seinigen.

Professor Hengstenberg in Berlin erzählt, daß in der schaurigen Nacht vom 18. zum 19. März 1848 mitten durch das Gewehrfeuer, durch den Donner der Geschütze, durch das wilde Geschrei des Aufruhrs ernst und feierlich und bis ins Innerste der fragenden Seele hinein das Glockenspiel an einem der Thürme den Choral des Liedes gespielt habe: „Jesus, meine Zuversicht.“ — Welch' eine seltsame Stimme des Trostes und der Warnung aus dem Munde einer frommen Landesmutter

mußten jetzt die Berliner in jener Nacht voll Sturm, voll Angst und Verführung in diesem Osterliede vernehmen, das einst die fromme Churfürstin wohl in demselben Schlosse, das jetzt von schrecklichem Kampfe umbrüllt war, aus frommen Herzen dem Herrn gesungen hatte!

Nro. 212.

Jesus lebt, mit ihm auch ich.

Bei diesem Liede wird man an folgende liebliche Geschichte aus Gellert's Leben erinnert: Der Student Werner in Leipzig hatte einst einen Brief von Freunden aus Coburg erhalten, worin er gefragt wurde, ob sich Gellert wirklich erhenkt habe, wie seine Feinde allenthalben ausgesprengt hätten. Gerade als Werner diesen Brief zu beantworten im Begriff stand, trat Gellert ein und erfuhr so von dem verlegenen Werner die ganze Sache. Nachdem er den Brief gelesen, legte er ihn lächelnd nieder und sagte: Schreiben Sie den lieben Coburgern, ich selbst rufe ihnen die Worte des alten Liedes zu: „Ich hang und werde hangen an Christo als sein Glied."

Nro. 231.

Jesus Christus herrscht als König.

Ein verlorner, aber wiedergefundener Sohn, Namens David N., der sich nach langem Sündenleben endlich bekehrte und die überschwengliche Gnade Gottes zu fühlen bekam, ergoß bei seinem ersten Abendmahlsgenusse sein Lob- und Dankgefühl in diesen Preisgesang und bekannte dabei: „Wenn es auch keine ewige Seligkeit gäbe, so wäre es doch das einzige Glück, dem Herrn Jesu anzugehören. O! wie glücklich hat er mich Unglücklichen gemacht; davon hatte ich nie einen Begriff, daß man so etwas Unaussprechliches empfinden könne."

Nro. 235.

Komm, heiliger Geist, Herre Gott.

Als am 16. August 1527 einer der ersten evangelischen Märthrer, Leonhard Kaiser, zu Scherdingen in Bayern auf Befehl des Bischofs von Passau verbrannt werden sollte, bat er die Umstehenden, sie möchten ihm doch dies Lied: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" singen. Während sie es sangen, bestieg er den Scheiterhaufen. Dann bat er das Volk, sie möchten ihm beten helfen für alle seine Feinde und daß er einen festen seligen Glaubenstod sterbe. Da ihn nun aber die Flamme erreichte, rief er zu wiederholten Malen: „Jesu, ich bin dein, mach mich selig", und verschied.

Nro. 236.

Nun bitten wir den heiligen Geist.

Im Jahre 1535 sang dieses Lied zu Oehls in Schlesien unter einem fürchterlichen Donner- und Hagelwetter ein Bürger in einem kleinen Winkel seines Hauses, in den er sich mit seinen Kindern zurückgezogen hatte; das Haus stürzte ein, aber das Plätzlein, das ihre Zufluchtsstätte war, blieb stehen, und der fromme Sänger und Beter wurde mit den Seinigen errettet.

Nro. 250.

Allein Gott in der Höh sei Ehr.

Dieses Lied ist die von Nik. Decius besorgte Uebersetzung des Engelgesanges Luc. 2, 14. Während „Herr Gott, dich loben wir" von den ältesten Christen als Abendandacht gebraucht wurde, war dieses Lied ihre regelmäßige Morgenandacht, und auch unter dem stehenden Namen des „Morgengesanges" in allen Kirchen des Morgenlandes verbreitet. Jeden Morgen brachten die Christen der ersten Jahrhunderte diesen Psalm Gott als Lobopfer dar. Damals kostete es Blut und Leben, wenn

man nur einmal mit der Christengemeinde diesen Gesang anstimmte. In Höhlen und heimlichen Orten, unter dem Auflauern ihrer blutdürstigen Verfolger, mußten ihn die ersten Christen bei ihrem Gottesdienste anstimmen. Wir aber dürfen ihn jetzt in unsern Kirchen, wohin wir uns ganz bequem, ohne Lebensgefahr begeben können, frei und freudig singen. „Darum", sagt Schubert, „darum, mein Christ, wenn du nun am Sonntag Morgen das schöne Lied singst, so denke daran, daß dieses Lied Tausenden, die jetzt bei dem Herrn sind, schon eine Kraft Gottes zur Seligkeit gewesen ist. Und wenn du es mit rechter Andacht singst, so singst du es mit den Seligen und Engeln, und das Lied wird auch dir Gotteskraft geben, die Lüste der Welt und Tod und Hölle zu überwinden."

Der fromme Spitzenhändler Jacob Häuser aus Hessen war auf seinen Handelsreisen an einem Sonntagmorgen in einem Dorfe, dessen Prediger er aus Erfahrung als einen Meister Strohfeuer kannte. „Ach", denkt er, „da gehst du nicht in die Kirche! Lieber bleibst du da vor der Wirthshausthür in freier Luft." Unterdessen strömen die Bauern von allen Seiten in die Kirche, und bald schallt in kräftiger Weise der Gesang heraus: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!" Häuser, der dieses Lied von Jugend auf liebte und sich daran oft erquickt hatte, wird davon mächtig ergriffen. Er schwankt. Soll er nicht doch in die Kirche gehen und sich in der Gemeinschaft der Singenden stärken und erbauen? — Während er in diesem innern Kampfe auf dem Steinpflaster auf und ab geht, bemerkte er auf einmal neben sich her eine Henne gehen. Diese geht aber über das Pflaster hinaus in das umherliegende Stroh und Genist hinein, scharrt und frißt Etwas heraus. „Frißt denn das dumme Thier Stroh und Schmutz?" denkt er. Er sieht hin und bemerkt, daß die Henne immer von Zeit zu Zeit ein

Waizenkorn findet. Da geht's ihm wie ein Blitz durch die Seele. „Blinder Hesse!" spricht er, „denkst du nicht, daß in dem Stroh, das jetzt vielleicht da drinnen gedroschen wird, doch auch noch Waizenkörner sein können, die du durch dein Wegbleiben deiner armen Seele entziehst?" — In derselben Minute eilt er in die Kirche und singt noch mit der Gemeinde in Glaubensandacht den Vers: „O Jesu Christ, Sohn eingeborn" ꝛc. Er horcht darauf mit heil. Hunger auf die Predigt, merkt auf die Bibelsprüche und andere Waizenkörner, die darin vorkommen, läßt unbeachtet, was unkräftig ist, und erzählte später öfter davon, daß er sich selten in einem Gotteshause so sehr erbaut hätte, als in diesem.

Philipp Ludwig, Graf zu Hanau und Rheineck, lag im August 1612 auf dem Sterbebette, wo er sich als ein gar frommer und gottseliger Herr bezeugete. Am Abend des 7. August ließ er, nachdem er von den Seinigen Abschied genommen hatte, alle Thüren öffnen und sprach überlaut: „Machet alle Thüren auf und lasset alle meine Leute kommen, daß sie sehen, wie ich fröhlich sterbe und sich meines Exempels trösten." Am Sonntag, den 9. August, hob er am frühen Morgen die Augen und das Haupt auf und rief mit heller Stimme: „Nun bin ich einmal erlöst!" Jetzt läutete man in der Altstadt zur Predigt, und als ihm da der Prediger Appelius zusprach: „Diese Glocke ruft Eure Gnaden zu dem himmlischen Engelgesang; jetzt werden Sie mit den lieben Engeln zu Chor gehen," sprach der Sterbende sogleich: „Wohlan, so laßt uns singen!" und fing mit fröhlicher Stimme den Engelgesang an: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!" Alle Anwesenden stimmten ein. Nach diesem stimmte er an: „Der Tag der ist so freudenreich." Endlich begehrte er noch den 116. Psalm: „Das ist mir lieb, daß Gott mein Hort" ꝛc., den er

nur noch schwach mitsang. Gleich darauf ging seine Seele stille und selig von dannen.

Nro. 251.

Gott der Vater wohn uns bei.

Besonders wichtig wurde dies Lied bei einer großen Wasserfluth in Thüringen, welche durch einen Wolkenbruch am 29. Mai 1613 zur Nachtzeit entstand und vorzüglich in der Gegend um Weimar unerhörte Verwüstungen anrichtete, so daß 65 Menschen, 44 Häuser nebst Scheunen ein Raub der verheerenden Fluthen wurden. In dieser Schreckensnacht hörte man von vielen Hunderten dieser Unglücklichen auf den schwimmenden Trümmern ihrer Häuser oder auf hohen Bäumen, auf welche sie, ihr Leben zu retten, sich geflüchtet hatten, das Lied anstimmen: „Gott der Vater wohn uns bei."

Als am 30. Juli 1734 der Pfarrer Zapf zu Mittelbach bei Baireuth in der Sacristei Beichte hörte, entstand ein heftiges Gewitter, so daß derselbe nicht weiter fortbeichten ließ, sondern begab sich zu den Confitenten, deren etliche 60 waren, in die Kirche, mahnte dieselben zum Gebet und sang mit ihnen das Lied vor dem Altare: „Gott der Vater wohn uns bei." Als sie an die Worte kamen: „Hilf uns selig sterben," geschah ein sehr heftiger Schlag und entstand ein solch erschreckliches Krachen in der Kirche, daß man glaubte, es müsse Alles in Stücken gehen. Auch schlug es alle im Chor befindlichen Leute zu Boden, die sich aber mit jämmerlichem Geschrei als Ohnmächtige wieder erholten und auf den Pfarrer zueilten; viele derselben aber blieben liegen, weßhalb man sie in die freie Luft trug, wo sie sich ebenfalls wieder erholten. Auch wird erzählt, daß die Kirche an verschiedenen Orten beschädigt und im Thurme zwei Ehemänner nebst einem jungen Menschen von

18 Jahren getödtet und des letztern Hut in mehr denn tausend Stücke zerschmettert und zerzupft worden.

Der Präsident des churfürstlichen sächsischen Oberconsistoriums zu Dresden, Friedrich v. Metsch, spricht sich über das Lied: „Gott der Vater wohn uns bei,“ gegen den Dr. Weller also aus: „Ich bin oft in zweifelhaften und schweren Sachen, als ich verschickt gewesen, gestanden, habe nicht gewußt, wo aus oder ein, und was für ein Rath zu ergreifen. Weil ich nun in Rathschlägen antworten müssen, so habe ich zuvor zu Hause das Lied angefangen und gesungen, und darauf freudig mein Votum abgelegt, ist auch, Gott Lob, alsdann wohl gelungen, und habe ich Gottes Güte sichtbarlich gespürt, die mich also regieret, daß es wohl hinausgelaufen, und die gnädigste Herrschaft mit mir zufrieden gewesen.“

Nro. 262.

Aus tiefer Noth schrei ich zu dir.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Frankfurt am Main ein Jude, mit Namen Meyer; als er eines Tages mit seiner Schwester bei der Peterskirche daselbst vorübergeht, hört er das Lied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir“ von der versammelten Gemeinde singen. Durch diesen Gesang wird der Jude so ergriffen, daß er nicht unterlassen kann, sich gegen seine Schwester darüber zu äußern und ihr sein nicht zu unterdrückendes Gefühl für dieses Lied an den Tag zu legen. Obgleich nun seine Schwester ihn deßhalb bestrafte, so ward er doch durch einen geheimen Drang seines Herzens dahin gebracht, daß er sich bekehrte und taufen ließ, wo man ihm den Namen gab: Philipp Johann Bleibtreu.

Als man den Leichnam Dr. Martin Luthers aus Eisleben wegfuhr (1546, den 20. Februar), ward auf

dem Wege fast in allen Dörfern geläutet; das Volk lief herzu, Mann, Weib und Kind, und Alle weinten bitterlich. Aus Halle zogen der Leiche entgegen alle Pfarrer, der ganze Rath, die Jugend mit ihren Schulmeistern, und eine Menge Volk mit lautem Wehklagen und Weinen. Alles drängte sich um den Leichenwagen, daß er oft hat müssen stille halten; und ist erst Abends 7 Uhr vor die Kirche zu Unserer lieben Frauen gekommen. Da ließ man den Sarg eilend in die Sakristei tragen. Das Volk aber in der Kirche sang mit kläglichen gebrochenen Stimmen das Lied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir.“ Gepredigt konnte nicht werden, weil die Nacht schon einbrach.

Dieses Lied wurde vor Alters so fleißig und eifrig in den Häusern gesungen, daß sogar ein Zeisig in seinem Käfig die Melodie singen lernte. Derselbe gehörte einer Wirthin im meißnischen Ober-Erzgebirge auf dem Ziegenschachte. Hier hatten im deutschen Kriege die Soldaten Alles verjagt und ausgeplündert, so daß die Leute im Auflauf, was nur möglich gewesen, zu sich genommen und damit die Flucht ergriffen hatten. Der Zeisig wurde bei dieser Flucht unter die Bank geworfen und mußte daselbst 3 Tage lang in seinem Bauer Hunger leiden. Nachdem die räuberischen Parteien wieder fort waren, und auch die geflohene Wirthin wieder in ihr Haus kommt, fängt das hungrige Thierchen unter der Bank seinen Gesang an: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir“ rc. Die Frau wurde hierüber bis zu Thränen gerührt und gab dem Thierchen wieder Futter.

Johann Georg, Churfürst von Sachsen, starb im Jahre 1656. Als derselbe im Sterben lag, erinnerte sich der Oberhofprediger Dr. Weller, daß Ihro Durchlaucht das Lied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir“ rc. im Feldlager und sonst allezeit gern gesungen, und fängt

an dasselbe jetzt zu beten. Da faltet der sterbende Landesvater beide Hände und betet sehr andächtig mit, bis auf die Worte des letzten Verses: „Er ist allein der gute Hirt, der Israel erlösen wird," ꝛc. Da legte er die Hände sanft auseinander und zu den Seiten nieder. Darauf segnete der Oberhofprediger den sterbenden Fürsten mit dem Kirchensegen zum Tode ein, und alsbald blieb der Odem aus.

Als Luther während des Reichstags zu Augsburg in Koburg war, und dort in einer Nacht schwere Anfechtungen und Ohnmachten und Kopfübel hatte, ließ er sich von seinem Diener den Brief Pauli an die Galater vorlesen und schlief sanft darüber ein. Als er erwachte und das Uebel nachgelassen hatte, sagte er zu seinem Diener: „Kommt, wir wollen dem Teufel zum Trutz den Psalm: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir!" auf vier Stimmen singen." Worauf er sehr getröstet gewesen.

Es ist auch das letzte Lied, welches die Lutherischen in der Münsterkirche zu Straßburg sangen im Jahre 1681, kurz vor der Wegnahme dieser Stadt durch die Franzosen.

Nro. 268.

Ach Gott und Herr.

Ein wohlhabender Bauer, Johann Schubart in Steen bei Zwickau, verlor in einer Nacht durch Brand sein Hab und Gut. Hierdurch fast in Verzweiflung gesetzt, kommt zu ihm der Prediger des Dorfes, M. Martius, um ihn mit Gottes Wort zu trösten. Da jedoch die Trostgründe an dem Herzen des Unglücklichen nicht haften wollten, so warf sich der fromme Seelsorger mit demselben auf die Kniee und rief überlaut: „Nun du lieber Gott: soll's ja sein, daß Straf und Pein auf Sünde

folgen müssen, so fahr hier fort, doch schone dort und laß mich da jetzt büßen."

Als einst ein sehr schweres Gewitter entstand, war zu Gnanstein der Hirte mit einem Schäferjungen auf freiem Felde. Sie sangen zuerst das Lied: „Ach Gott und Herr," darnach noch den ersten Vers von dem Liede: „Ach Herr, mich armen Sünder." Hierauf trat der Schäferjunge wegen eines großen Wassergusses unter eine starke Eiche und wurde darunter vom Blitze erschlagen im Jahre 1719.

Nro. 269.

So wahr ich lebe, spricht dein Gott.

Im Sommer 1852 wohnte in Berlin bei einem Schneider ein Referendarius zur Miethe, der in seiner Juristerei wohl tüchtig zu Hause sein mochte und das Gerichtsitzen über arme Sünder fleißig übte, nimmer aber daran denken mochte, daß auch er ein armes sündiges Menschenkind sei, dem der Herr gesetzt hat, einmal zu sterben und darnach das Gericht. Von Kirche und Gottes Wort hielt er eben nichts, hatte wohl um beides seit seiner Einsegnung sich gar nicht mehr bekümmert, wie es wohl leider Gottes bei manchem gehen mag von den gelehrten Herren, welche einst des Volkes Führer sein sollen. Der Herr aber weiß auch solchen armen Seelen beizukommen; kommen sie nicht zu Gottes Wort, so läßt er sein hl. Wort zu ihnen kommen, und findet sich kein Pastor, auch etwa kein christlicher Freund, der's ihnen zuträgt, so sucht er sich selbst seine Boten aus; auch Kinder und Schulknaben müssen dem lieben Herrn wohl je zuweilen zu solchem Werke dienen. Der liebe Gott ließ unsern Referendarius einmal still stehen in seinem weltlichen Treiben und Leben, seine Acten und Prozesse bei Seite legen, und aus dem Kaffeehause und der lustigen Gesellschaft daheimbleiben; und der Referen-

darius mußte gehorchen, mochte er wollen oder nicht. Er wurde krank, todtkrank; ein hitzig Nervenfieber hatte ihn ergriffen und schüttelte seine Glieder, die bald in Frost bebten, bald in Fieberhitze glühten. Sein Arzt, ein junger Freund des Patienten, der's mit Gott und seinem Worte ebenso hielt wie jener, besuchte ihn fleißig und schüttelte endlich bedenklich den Kopf, vom Sterben aber sagte er ihm nichts, noch weniger davon, daß es für ihn Zeit sei, sein Haus zu bestellen. — Da es am Fenster, wo das Krankenbett stand, einen argen Zug gab, so hieß er das Bett wegrücken in die Ecke, dicht an die Thür, wo daneben der Schneider wohnte; dann befahl er den Kranken nicht dem lieben Herrn und seiner Gnade, sondern seinem Schicksal, bis auf Wiedersehen. Der liebe Herr ließ sich aber den Kranken befohlen sein. In der Nebenstube hatte der Schneidermeister eben sein Knäblein scharf examinirt, ob er seine Lection zur Confirmandenstunde gelernt habe, und da es mit dem aufgegebenen Liede nicht gehen wollte, so wies er ihn an, es zu lernen. Der Bursche mußte mit dem Gesangbuch in die Stubenecke treten (es war dicht neben der Thür, wo unser Kranker lag) und fing nun laut an zu lernen: „Heut lebst du, heut bekehre dich, eh morgen kommt, kann's ändern sich" (V. 6). Immer und immer wiederholte er dieselben Worte, bis er den Vers endlich im Gedächtnisse hatte. Der Kranke hat Alles gehört, und das Wort war ihm tief, tief ins Herz gegangen, was der Herr ihm hatte durch den Schulknaben verkündigen lassen. — Der Doctor kam wieder: „Nun wie geht's, Brüderchen, wie geht's, was machst du?" redete er ihn an. Der Kranke blickte ihn mit weiten starren Augen an und sprach: „Heut lebst du, heut bekehre dich" rc. Der Doctor meinte, er phantasire — die Kinder dieser Welt belieben es ja überhaupt eine Phantasie, eine Schwärmerei zu heißen, wenn Einer einmal in sich geht und mit Ernst an Gott, Gericht und Ewigkeit denkt.

— „Nicht doch, nicht doch," fuhr er fort, „laß das doch, Brüderchen, ich frage ja nur, wie's dir geht?" Doch der Kranke hob wieder an: „Heut lebst du, heut bekehre dich" ꝛc. Dem Doctor wurde ganz unheimlich, es war ihm, als ob ein Ruf aus einer andern Welt auch an seine Seele ginge; sein Haar sträubte sich, es ließ ihn nicht im Krankenzimmer. Er geht heim, aber das Wort: „Heut lebst du, heut bekehre dich" geht mit ihm, er wird's nicht los. Er geht in Gesellschaft, in die Weinstube, an den Spieltisch, er will sich zerstreuen, auf andere Gedanken kommen, aber es geht nicht; überall ruft's ihm zu: „Heut lebst du, heut bekehre dich." Der Herr wird ihm zu mächtig; in seiner Seelenangst geht er zum Pastor B., erzählt ihm, was ihm begegnet sei, läßt sich demüthig den Gnadenrath Gottes vom Heil der Sünder in Christo auslegen, und Gott, der ihm wunderbar das Herz aufgethan hat, führt auch sein Gnadenwort tief in dasselbe ein; er kann glauben, er wird ein Christ. Auch dem kranken Freunde wird die Gnadenfrist noch verlängert, der Herr läßt ihn genesen an Leib und Seele, und beide, die noch vor'm Jahr saßen, wo die Spötter sitzen, und leichtfertig dem Tode und Gericht entgegenlebten, beide preisen heut den Herrn, ihren gekreuzigten Erlöser, daß er wunderbar sie mit seiner Gnade heimgesucht und zu sich gezogen, und den Mund eines armen Schulknaben gebraucht habe, sie zu erwecken und wie einen Brand aus dem Feuer zu retten.

Nro. 275.

Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig.

Dieses Lied hat einst im Ochsenwirthshaus zu Holzgerlingen bei Bölingen, am nördlichen Rande des Schönbuchs, große Veränderungen hervorgebracht. In den 1790er Jahren lebte auf dieser Wirthschaft ein Mann Namens Johann Conrad Binder, der seine Oeconomie und seinen Wirthsschank in's Große zu treiben verstand,

also daß er von Jahr zu Jahr reicher wurde. Er kam dadurch ganz in den irdischen Sinn hinein und erlaubte sich allmälig Manches, was wider Recht und Gewissen lief. Vor der Welt aber, die es nicht so genau mit solchen Dingen nimmt, blieb er doch ein ganz ehrbarer, allgemein respectirter Mann. Da ritt er eines Tages in seinen Wirthschaftsangelegenheiten nach Altdorf hinüber in Begleitung seines Bruders. Auf dem Heimweg kommt ihm plötzlich die Lust an, das Lied: „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig“ zu singen. Am vorigen Sonntage hatte er es in der Kirche mitgesungen. Er sang nun, und sang, und unter solchem Singen wurde es ihm immer wehmüthiger und banger um das Herz, daß er sich gar nicht zu fassen wußte und in großer Eile zur hohen Verwunderung seines Bruders mit seinem Pferd nach Hause eilte. Die Stunde des Heils hatte ihm geschlagen, da er's am wenigsten meinte. Zu Hause angelangt, entdeckt er einem vertrauten Freunde mit wenigen Worten, was er erlebt, und bittet ihn, er möchte für ihn und mit ihm beten. Die Zwei beteten nun öfters mit einander, und so gelangte Binder unter fortwährender Arbeit des Geistes Gottes an seinem Herzen zu einer immer gründlicheren Erkenntniß seines Sündenverderbens und zu einem brünstigen Verlangen nach Gnade und Vergebung. Endlich siegte die Gnade so mächtig in ihm, daß er seine Wirthschaft schloß, mit seinen alten Zechbrüdern brach und ihnen ankündigte, daß er sie nur dann noch ferner in seinem Hause sehen wolle, wenn sie sich entschließen, mit ihm Gott zu dienen und der Sünde zu entsagen. Diese Bekehrung des reichen Weltmannes machte im Orte großes Aufsehen und brachte bei Vielen eine Erweckung hervor. Binder wurde nun für die ganze Umgegend ein Licht. Sein Haus, in dem früher fast alle Tänze, Hochzeiten und Trinkgelage waren, wurde nun der Versammlungsort für Privaterbauungsstunden. Der Herr aber wollte ihn

durch Leiden schneller vollenden, als man hätte erwarten sollen. Auf einmal erkrankte der bis dahin ganz gesunde, erst in den 40er Jahren stehende Mann an der Auszehrung, die ihn zwei Jahre lang auf ein schmerzliches Lager legte. Sein Krankenlager aber war für Viele eine Stätte der Beschämung und des Segens. Er wußte von Nichts zu rühmen, als von der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn, der auch seiner sich erbarmt habe. Kurz vor seinem Ende genoß er noch das heil. Abendmahl und zwar mit solcher Zerknirschung des Herzens, daß der Pfarrer, der es ihm reichte, bekannte, nie einen bußfertigeren Communicanten in seiner vieljährigen Amtsführung getroffen zu haben. Endlich schied er im Jahre 1806 im frohen Glauben an seinen Heiland von hinnen. So war dieses Lied für den armen reichen Mann zur Lockstimme des guten Hirten geworden.

Nro. 288.

Allein zu dir, Herr Jesu Christ.

Im Jahre 1720 wurde von den bedrängten Protestanten in der Pfalz eine Medaille geschlagen, die auf der einen Seite eine Taube zeigte, über dem Weltmeer in der Luft schwebend und geschreckt aus den Wolken mit Blitz und Ungewitter, mit der Ueberschrift: „Wo soll ich fliehen hin?“ Die andere Seite zeigte einen Felsen mitten im Meer und oben auf demselben den gekreuzigten Heiland und als Antwort auf die vorige Frage die Unterschrift: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ.“

Nicht weit von der Grenze des ehemaligen Königreichs Westphalen, einige Meilen von der Elbe, wohnte ein Arzt, dessen Gattin von Natur schüchtern und ängstlich war. Jetzt hörte sie bei Möckern im April 1813, etwa 3 Meilen von ihr entfernt, die Kanonen. Die Franzosen waren aus Magdeburg in's Preußische ein-

gerückt. Man kann sich denken, wie den benachbarten Orten mag zu Muthe gewesen sein. Immer heftiger ward der Kanonendonner. Zusammengepackt hatte auch die Frau des Arztes ihr Bestes und beide waren nun voll banger Erwartung, wie das Treffen sich endigen werde. Um irgend etwas Beruhigendes zu erfahren und dann seine geliebte Gattin aus der Angst zu reißen, eilt der Mann nach der Post, wo von Zeit zu Zeit Staffetten meldeten, wie es bei dem Heere stünde. Hier fand er obige Denkmünze. Wunderbar gerührt, tauschte sich der Arzt dieselbe ein und brachte sie sofort seiner Gattin. Auch sie ward durch dieselbe so gestärkt, daß sie ruhiger und ergebungsvoll ihrem nächsten Schicksal entgegen sah.

Dr. Philipp Jacob Spener kam 1691 als Consistorialrath, Propst, Inspector und Pastor primarius an die Nicolaikirche in Berlin. Wie sein ganzes Leben thätiges Christenthum gewesen, so war auch sein Tod das erbauliche Ende eines thätigen Christen. Lange ehe er das Herannahen seines Endes fühlte, hatte er solche Gesänge geliebt, deren Inhalt die Hoffnung des ewigen Lebens war. Sonntag Morgens sang er insbesondere das Lied: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin;" Mittags gewöhnlich: „Alle Menschen müssen sterben;" Abends: „Wachet auf, ruft uns die Stimme," oder: „Herzlich ieb hab ich dich, o Herr!" und heiligte also den Sabbath im Angedenken an den großen Ruhetag, der bereitet ist dem Volke Gottes. Seine Demuth, Geduld und Freundlichkeit, seine Mäßigkeit und Einfachheit, seine stille Heiterkeit zog alle Leute zu ihm, vor Allem die Angefochtenen. Selbst seine Feinde liebte er von Herzensgrund; je heftiger sie waren, desto sanftmüthiger war er gegen sie. So lebte er und ward Vielen durch Schrift, Wort und Wandel ein Lehrer, vom Herrn gesandt, ihm die Wege zu bereiten. —

Weil er die Zeit seines Abscheidens so nahe fühlte, arbeitete er noch aus allen Kräften und gab seine „Theologischen Bedenken" heraus. Im Januar 1705 ward allmählig seine Leibeshütte abgebrochen. Er schrieb aber noch viel, und als er eben in einem Briefe das Wort „todt" schreiben wollte, überfiel ihn plötzlich mit Steinschmerzen die Todeskrankheit, die er auch sogleich als solche erkannte. Am Abend vor seinem Tode, nachdem er viel von Simeons Friedefahrt geredet hatte, ließ er sich noch das 17. Kapitel des Evangeliums Johannis, das er besonders lieb hatte und über das er nie predigen wollte, da es ihm für das Maaß seines Glaubens zu hoch sei, dreimal vorlesen, dann das Lied: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" vorsingen und verschied am 5. Februar 1705 in den Armen der Seinigen gar geschwind und sanft, seine Hände in die Arme des himmlischen Vaters befehlend.

Nro. 290.

Es ist das Heil uns kommen her.

Eine alte Sage erzählt: „Es kommt ein Bettler aus Preußen nach Wittenberg und singt dieses Lied: „Es ist das Heil" rc. vor Dr. Luther's Thüre. Dr. Luther hört ihm mit Fleiß zu, bis es der Bettler ausgesungen, dann gibt er dem Bettler zur Gabe einen alten Georgenthaler, das einzige Geldstück, das er bei sich hatte. Dabei sprach er: „Komm her, heiliger Georg, der Herr Christus ist da" (Matth. 25, 40), und befiehlt dem Bettler, solches noch einmal zu singen. Wie er dies verrichtet, fragt ihn Luther, von wannen er komme und wo er dies Lied gelernet? Der Bettler antwortete, er komme aus Preußen, allwo dies Lied in der Kirche oft gesungen würde. Da gingen dem Dr. Luther für Freuden die Augen über, daß Gott diesem Lande so gnädig wäre und selbiges in Erkenntniß seines Wortes so weit hätte kommen lassen."

Im Jahre 1710 kam ein Bedienter hoher Standespersonen zu dem Superintendent Serpilius in Regensburg und klagte ihm, daß, ungeachtet er in der evangelischen Religion geboren und erzogen worden, er dennoch durch Ueberredung zur katholischen Religion übergegangen sei. Es fügte sich aber, schreibt Serpilius, daß er in seinen Geschäften bei unserer Hauptkirche vorbeiging und dieses ihm wohlbekannte Lied singen hörte. Darüber seufzte er heimlich, daß er dergleichen tröstliche Lieder jetzt nicht mehr in der katholischen Kirche hören könnte. Es vergingen nicht zwanzig Wochen, daß er eben zu der Zeit diesen Weg ging, als dieses Lied: „Es ist das Heil uns kommen her" wieder in der Kirche gesungen wurde. Jetzt folgte er dem Drange seines Herzens, ging in die Kirche und hörte die Predigt mit Andacht an. Nach Beendigung des Gottesdienstes kam er zu mir in die Sacristei und erzählte mir, wie ihm dieses Lied sein Herz bewegt habe. Er versprach hierauf, aus der katholischen Kirche auszutreten und bei der evangelischen mit Gottes Hilfe zu bleiben.

Als in Waiblingen bei Stuttgart im Jahre 1535 der kurz zuvor von Ambrosius Blaurer ordinirte Eberhard Werner die erste evangelische Predigt gehalten hatte, wollten die anwesenden Priester ihre Stimme dagegen erheben. Aber siehe, da erhob sich die ganze Gemeinde und sang mit heller Stimme: „Es ist das Heil uns kommen her" ꝛc. Die Folge davon war, daß die Priester zornig und schimpfend die Kirche verließen und der Predigt des Evangeliums für immer Platz machten.

Gleiches geschah im Jahre 1545 auch in Heidelberg. Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz war nämlich im Herzen der evangelischen Lehre nicht abgeneigt, wollte sich aber doch aus Furcht vor dem Kaiser nicht für dieselbe aussprechen und widerstand selbst lange dem lauten Wunsche eines Theils seiner Unterthanen, welche

die Abschaffung der päpstlichen Mißbräuche und Ceremonien verlangten. Siehe, da stimmte eines Tages in der Kirche zum heiligen Geist, als eben die Priester eine feierliche Messe beginnen wollten, die Gemeinde wie aus einem Mund jenes Lied an, der Organist ließ seine kräftigsten Register einfallen, und wie es in einer poetischen Erzählung dieser Geschichte heißt:

Der Priester drauf das Sacrament
Stillschweigend legt bei Seite.
Die heil'ge Gluth in ihm auch brennt,
Die keines Menschen Zunge nennt;
Der Wahrheit gern die Ehr' er gönnt,
Und auf die Knie er sinkt am End'
Beim frohen Sang der Leute.
Doch auch der Churfürst selber kann
Nicht länger widerstreben;
Er stand verwundert da und sann,
Und sprach sofort entschlossen dann:
„Gott sei die Ehr gegeben!“

Noch an demselben Tage wurde die Erlaubniß zur Austheilung des Abendmahls nach evangelischer Weise ertheilt und somit die Reformation in der Pfalz eingeführt.

Nro. 291.

Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ.

Dr. Abraham Hinkelmann in Hamburg ließ einst zu einer Predigt dies Lied singen. Nach der Predigt lud ihn ein Kaufmann ein, er möchte ihn in seinem schönen Garten besuchen. Da schüttet ihm der Kaufmann sein Herz aus, ob er vielleicht nicht zu sehr an seinen Blumen hinge; V. 4 dieses Liedes habe ihm sein Gewissen hierüber rege gemacht. Hinkelmann antwortete: „Wer das Lied recht singen will, der muß in seinem Herzen die Paradiesblümlein treu zu pflegen verstehen.“ Als der Kaufmann ihn fragte, welches denn solche Paradiesblümlein seien, antwortete er: „Die

Paradiesblümlein sind Trübsal, Kreuz und Leiden; wer dies Lied ohne Anfechtung und Kreuz singt, der wird nimmermehr dessen Kraft in seinem Herzen empfinden; er singet's wohl mit dem Munde, aber nicht mit andächtigem Herzen."

Dr Gotthilf Heinrich von Schubert machte in seinen Knabenjahren eine Reise mit einem Mitschüler und erzählt davon Folgendes: Ich fühlte mich immer ermatteter, und eben, da sich der Fußsteig nach einem kleinen Bächlein hinlenkte, konnte ich nicht weiter. Ich blieb vor dem hölzernen Stege, der über den Bach führte, stehen, und mein Reisegefährte sagte, ich sähe sehr blaß aus. Da kam ein alter Bauersmann über den Steg herüber, sahe mich so stehen und fragte, was dem Bürschlein fehle, und ich wußte ihm nichts zu antworten, als daß ich ganz matt und nicht weiter könne. Der Bauer sagte: Ich weiß schon, was ihm fehlt. Das Bürschlein ist gerade im stärksten Wachsthum und hat vermuthlich heute noch nichts Ordentliches gegessen, es hat Heißhunger. Darauf langte der alte Mann in seinen Sack und reichte mir ein Stücklein ziemlich altbackenes schwarzes Commißbrod. Ich aß das und fand mich mit jedem Bissen so zusehends gestärkt und erquickt, daß ich bald gar nichts mehr von meiner Mattigkeit spürte. Der Bauer hatte sich indeß erkundigt, von was für Gewerbe wir wären, und da er vernommen, daß wir studiren, sagte er zu mir beim Abschiede: Junkherrlein, jetzt sieht Er, was im Schwarzbrod für Kraft liegt. Geh Er künftighin niemals wandern ohne einen Bissen Schwarzbrod in der Tasche. Zum Abschied und zum Andenken will ich Ihm aber noch einen Liedervers mit auf den Weg geben, den merk Er sich, besonders, wenn Er einmal ein Pfarrherr wird. Das Verslein heißt: „Dein Wort laß meine Speise sein" 2c. (V. 3). Ich dankte dem alten Bauersmann und ging,

von seinem Schwarzbrod gestärkt, munter meines Weges. Späterhin lernte ich aber auch das Liederverslein recht verstehen und schätzen, welches aus dem alten Liede ist: „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ.“

Nro. 292.

Ich armer Mensch doch gar nichts bin.

Dorothea, Gräfin zu Mansfeld, geborne Gräfin von Solms, lebte zur Zeit Melanchthons. Sie hatte sich den Inhalt des Liedes: „Ich armer Mensch doch gar nichts bin“ recht zu Herzen genommen und ließ sich bei Lebzeiten ein Sterbekleid machen, nämlich einen gestickten rothseidenen Rock, darauf sie einen Zettel geheftet mit dem Verse: „Im Tode ich mich kleide in Christi rothe Seide, von dieser Welt abscheide zu meinem lieben Gott in Freude.“ Sie starb im Jahre 1578.

Nro. 296.

Wo soll ich fliehen hin.

Ein heuchlerischer Großsprecher, der in Gesellschaft von seinen guten Werken immer viel Rühmens machte, hat einmal im Beichtstuhle seine Beichte froh und frei ohne alle Merkzeichen der Reue herausgepoltert. Nachdem der Beichtvater sich Mühe gegeben hatte, in ihm mittelst des göttlichen Wortes das reuige Bewußtsein seiner Sünden zu wecken, absolvirte er ihn endlich mit dem 6. Vers aus diesem Liede: „Mir mangelt zwar sehr viel.“

Nro. 301.

Mein Heiland nimmt die Sünder an.

Dieses Lied betet man gern Maleficanten (Missethätern) vor ihrer Hinrichtung vor, was manchem zu großer Erweckung und Trost gereicht. So sollte der große Brandstifter Joh. Gottfr. Grimm, gebürtig aus dem Anhalt-Köthenschen, welcher im Jahre 1798 einen

großen Theil der Stadt Basel in Asche gelegt hatte, 1801 hingerichtet werden. Seinem Beichtvater, der ihn hierzu vorbereitete, gelang es, ihn gründlich zu bekehren, indem er ihm dieses Lied vorlas und an's Herz legte. Vor seinem Gang zur Richtstätte erklärte er sodann: „Wenn Gott mir Kräfte verleihet, so will ich noch vor meinem Rabenstein bezeugen: „„Ja, Jesus nimmt die Sünder an, auch die, so durch Galgen oder Rad sterben,"" und will jedes Mutterkind warnen, daß es sich vor dem Jammer, den die Sünde bringt, hüte und an meinem Exempel spiegle." So that er auch, und als er auf das Schaffot stieg, zog er sein Lieblingsbüchlein hervor, das dieses Lied enthielt, und übergab es dem ihn geleitenden Prediger mit der Bitte, es dem Gefangenwärter zum Gebrauch bei künftigen armen Sündern zu übergeben.

Vor mehreren Jahren lebte in Schlesien ein adeliger Landrath in einer so tiefen sittlichen Versunkenheit, daß der Gedanke an Gott, Tod und Ewigkeit ganz aus seiner Seele gewichen war. Er hielt nichts von häuslicher und öffentlicher Gottesverehrung. Seine Absicht ging dahin, auch seine Kinder, zwei liebenswürdige Mädchen von 9 und 7 Jahren, ohne Unterricht in göttlichen Dingen und besonders ohne Anleitung zum Gebet aufwachsen zu lassen. Seine in der Gottesfurcht erzogene Gattin weinte oft darüber im Verborgenen. Sie benutzte die oftmaligen Reisen des Vaters, ihren Kindern etwas von der Liebe Gottes in Christo zu erzählen und ihren zarten Seelen den Namen Jesus lieb und theuer zu machen. Der Herr belohnte ihre Muttertreue so sichtbar, daß Jeder, der die Gesinnung des Vaters kannte, über die gelegentlichen Erklärungen der Kinder erstaunte. Der Vater suchte zwar, wann und wie er konnte, das wieder niederzureißen, was die christliche Muttersorgfalt aufgebaut hatte; allein er sah zu seinem

größten Verdruß, daß er seinen Zweck nicht erreichte. Er ergab sich endlich darein, in der Hoffnung, daß er einst den reifer gewordenen Kindern seine „vernünftigern“ Begriffe werde beibringen können. Eines Tages fuhr er mit seinen Kindern zu einem Verwandten in der Nachbarschaft. Auf dem Rückwege in später, finsterer Nacht warf der Wagen um. Die Kinder blieben unbeschädigt, der Vater aber brach einen Arm und verletzte sich sehr gefährlich am Kopfe. Vor Schmerz und Schrecken schrie er: „O Jesus, erbarme dich!“ — Das 7jährige Kind, voll Angst und Thränen, sprach: „Siehst du, Vater, nun rufst du doch den Herrn Jesus an, den du nicht leiden kannst! Er wird dir gewiß helfen, aber habe ihn doch lieb!“ Der Vater antwortete nichts, aber die kindliche Ermahnung prägte sich tief in seine Seele ein. Nach seiner Rückkehr ließ er unverzüglich den Wundarzt holen. Dieser zuckte die Achseln und ließ dem Kranken die Gefahr merken. Die Kur des zerbrochenen Arms gelang, aber die Verletzung am Kopfe machte dem Arzte viele Mühe und dem Kranken lang anhaltende Schmerzen. Während seiner Krankheit sah er sein Töchterchen immer mit besonderer Zärtlichkeit an und konnte, so oft es ihn besuchte, der Thränen sich nicht enthalten. Einmal küßte er das Kind mit nassen Augen und fragte es: Mein liebes Kind, hast du denn den Herrn Jesus lieb? Auf die Beantwortung dieser Frage küßte er das Kind nochmals und hieß es wieder zur Schwester gehen. Er dachte jetzt darüber nach: Du hast noch nie für dein Kind gebetet, du lachst über das Beten. Und das Kind betet für seinen Vater und fühlt sich so selig dabei! Und das Kind mußte seinem Vater eine Strafpredigerin sein! Mein Gott, willst du mich vielleicht durch dieses Kind zu dir rufen? Ach, ich bin den Weg der Ruchlosen gegangen! Aber kannst du, so vergib mir und bekehre mich, barmherziger Gott! Da der Arzt den Zustand des Kranken immer

noch für gefährlich erklärte, so fühlte dieser zum ersten Male eine quälende Angst bei dem Gedanken an Tod, Gericht und Ewigkeit. Vormals hatte er sich geäußert: „Furcht vor dem Tode beweise eine weibische Feigherzigkeit; Furcht vor dem Gerichte zeuge von einem bösen Gewissen. Ein Mann müsse ein Mann sein und als ein rechtschaffener Mann Gott und Menschen getrost unter die Augen treten können." Nicht so redete er jetzt. Ohne Worte sprachen seine Mienen und Geberden eine geheime, sein Inneres zernagende Angst aus. Seine Gattin, die ihn mit zärtlicher Sorgfalt pflegte, wagte es, so deutlich sie auch in seiner Seele zu lesen glaubte, nicht, ihn zu fragen; sie betete nur still und unabläßig für ihn. Die Kinder, besonders das muntere, engelfreundliche 7jährige Mädchen, besuchten den kranken Vater oft und erheiterten ihn durch ihre kindlichen Fragen und Antworten. Nach einigen Tagen ließ er seinen Dorfprediger, dessen Besuch er bis jetzt immer abgelehnt, zu sich bitten. „Herr Pastor," redete er ihn an, „ich fühle zum ersten Male ein Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich bin, wie Sie sehen, krank, und wie die Aerzte glauben, sehr bedenklich krank. Ich fühle selbst in meinem Körper ein Etwas, das mir meine Gefahr anzeigt. Ich fühle aber auch in meinem Gemüthe ganz andere Empfindungen, als in meinen gesunden Tagen. Damals lachte ich über die Furcht vor Tod und Ewigkeit. Ach! ich weiß jetzt, was diese Furcht ist. Ich habe nie beten wollen. Ach! wenn ich jetzt nur beten könnte! Aber was würde mir auch das Gebet nunmehr nützen! Würde es Gott nicht für Spott von mir ansehen, da ich es vormals als unnütz und Schwachheit verlacht habe? Beten Sie doch für mich, lieber Pastor, auf Ihr frommes Gebet wird Gott hören." Verlegen, aber durch die Rede des Kranken dennoch etwas aufgemuntert, erwiderte der Pastor: „Gnädiger Herr! Ob unserer Sünden noch so viel wären, bei

Gott ist viel mehr Gnade. Erkennen Sie Ihr Spotten über das Gebet für Sünde? O, beten Sie jetzt zum ersten Male, daß Ihnen diese Sünde vergeben werde!" Der Prediger fiel auf die Kniee und that ein kunstloses, aber inbrünstiges Gebet, mehrere Male von seinen und des Kranken Thränen unterbrochen. Darauf zog er sein Gesangbuch aus der Tasche und las langsam und andachtsvoll das Lied: „Mein Heiland nimmt die Sünder an" ꝛc. Der Kranke zerfloß in bittere Thränen. Er faßte die Hand des Predigers, drückte sie und bat ihn um recht baldigen Wiederbesuch. Am nächsten Vormittage ließ sich dieser anmelden. „Laßt den Mann gleich herein," rief der Kranke zur Verwunderung des Bedienten. „Lieber, guter Pastor!" redete er ihn an, „Sie sind ein wahrer Seelsorger, daß Sie mich nicht verlassen, wie Sie wohl hätten thun können. Diese Nacht ist viel in mir vorgegangen; ich sehe jetzt meinen Irrweg und den Abgrund ein, an dem ich gestanden bin. Ich habe mich gewagt an den Sünderheiland, den Ihr Lied so lieblich beschreibt, zu wenden, und es war mir ganz so, als spräche eine Stimme in meinem Innern: Stehe auf, deine Sünden sind dir vergeben." Nach einer schlaflosen Nacht empfing er den Prediger, der ihn wieder besuchte, mit wehmüthiger Freundlichkeit. Er lag eine Minute still und that dann an den Prediger in einem feierlichen, ernsten Tone die Frage: „Darf ich das heilige Abendmahl genießen?" Die Frage wurde bejaht und der Prediger erschien zur bestimmten Zeit und reichte dem Landrath und seiner Gattin das Mahl des Herrn nach einem rührenden Gebete und einer kurzen Ansprache unter einem, wie er selbst bezeugte, unaussprechlichen Gefühle der Gegenwart des Herrn. Von diesem Tage an ward die gründliche Veränderung des Kranken Allen und Jedem sichtbar. Er nahm in der Besserung über Erwarten des Arztes, obwohl langsam, zu und konnte nach 6 Wochen ohne schmerzende Em-

pfindungen seiner Kopfwunde in dem Garten spazieren gehen. Nach wieder 3 Wochen genas er völlig. Seine Bekehrung bewies sich als Wahrheit. Seine Lieblingsbeschäftigung war von da an Gebet und Unterhaltung mit seiner Gattin von der unaussprechlichen Liebe Gottes in Christo Jesu. Der Umgang und die Predigten seines Pastors waren ihm jetzt Bedürfniß und Segen. Das jüngste Töchterchen sah er nie anders, als mit einer Art von besonderer Achtung an, und ihre Gesellschaft war Erquickung und Erheiterung nach seinen oft verdrießlichen und mißstimmenden Landrathsgeschäften. Sein Haus war jetzt ein Haus des Friedens, ein Bethaus, dem Herrn und seinem Dienste geweiht. Die heilige Schrift, das Gesangbuch und andere evangelische Bücher waren seine tägliche Lesebibliothek. Er starb 1809 als ein demüthiger, glaubensvoller Christ, seine Hoffnung des ewigen Lebens allein auf das Versöhnungsopfer Jesu Christi gründend und seiner Kindesannahme bei dem Vater gewiß.

Nro. 302.

Jesus nimmt die Sünder an!

Wir lesen in den „Basler Sammlungen" von einem Jünglinge, der, als seine Sünden wie treulose Freunde wider ihn traten, in der Verzweiflung seiner Seele einen Versuch der Selbstentleibung gemacht hatte und dann noch auf dem Todesbette alle Tröstungen der Religion von sich wies, indem er sagte, er sei ja doch verloren. Eines Abends besuchte ihn einer seiner bessergesinnten Jugendgenossen, sprach theilnehmend mit ihm von seinem Zustande, wies ihn freundlich auf den Heiland, der ja um der Sünder willen in die Welt gekommen, und that so, wie es in obigem Liede heißt: „Saget doch dies Trostwort Allen," las ihm auch das Lied selbst vor und wünschte ihm dann, nachdem er herzlich für ihn gebetet hatte, eine gute Nacht. Des andern Tages

in aller Frühe ließ der Kranke seinen Freund rufen, reichte ihm tief gerührt seine Hand, ihm innig dankend für seinen gestrigen Besuch, und sagte dann unter Thränen der Freude: „Dein Gebet ist erhöret. Diese Nacht hat der barmherzige Heiland sich auch als mein Versöhner geoffenbart. O wie glücklich fühle ich mich jetzt! Alle Last ist von mir genommen, alle Schrecken des Todes sind nun überwunden.“ Hierauf ließ er auch seine übrigen Bekannten und Nachbarn rufen, bat Alle, die er durch seine Sünden beleidigt oder geärgert habe, ihm zu verzeihen, ermahnte inständig einen Jeden, seine Bekehrung doch nicht aufzuschieben, wie er gethan, und entschlief dann wenige Tage hernach, getrost, daß er hat sprechen gelernt: „Jesus nimmt die Sünder an! mich hat er auch angenommen.“

Nro. 305½.

Christi Blut und Gerechtigkeit.

Ein frommer Gärtner zu Berlin besuchte mit seinem fünfjährigen Töchterchen seinen Oheim in Schönhausen, der als Gärtner im Dienste der Königin Elisabeth Christiane, Gemahlin Friedrichs II., stand. Die Königin unterhielt sich einst in dem Garten mit diesem Kinde und gewann es so lieb, daß sie es nicht aus den Gedanken verlieren konnte und nach wenigen Wochen ausdrücklich verlangte, daß es wieder einmal solle zu ihr gebracht werden. Der Vater brachte es daher wieder nach Schönhausen. Eine Hofdame sah es ankommen und zeigte es der Königin an, als diese sich eben zur Tafel setzte. Sie ließ sogleich das Kind holen und in das Tafelzimmer führen. Es erkannte gleich die Königin, lief zu ihr hin und küßte ihr das Kleid. Auf Befehl der Königin wurde es neben ihr auf einen Stuhl gestellt, damit es die ganze Tafel übersehen könne. Die Königin wollte gern hören, was das naive Kind zu den schönen Aufsätzen und Kostbarkeiten der Tafel sagen

würde. Das Kind sah Alles still an, warf einen Blick auf die kostbaren Kleider der Tafelgäste, die goldenen und porzellanenen Aufsätze und schwieg eine Zeit lang. Dann faltete es die Hände und sang laut den Vers:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Die Anwesenden staunten und waren tief bewegt. Eine der anwesenden Hofdamen sagte weinend zur Königin: „O das glückliche Kind, wie weit stehen wir zurück!“

Zwischen den Häusern des Zimmermeisters Lange und des Drahtziehers Weidemann lag ein freier Platz, zehn Schritte lang und breit, und eine Hecke hatte ihn sonst vom Wege geschieden. Eines Abends geht der Drahtzieher hin und fällt, weil eben sein Holz alle war, einen alten Heckenstamm, der noch stehen geblieben. Der Zimmermeister schaut zu und fragt, warum er nicht lieber bei ihm Späne hole, und erhält die Antwort: „Ich danke freundlich, so lange ich selbst noch habe.“ Da sprach jener: „Ihr habt aber selber mit nichten, denn die Hecke ist mein sammt dem Grunde.“ Mit diesem Worte aber war der Friede zwischen den beiden Nachbarn, der so alt war, als der Heckenstamm, auch auf einmal abgehauen. Der Schulmeister des Orts suchte den Streit zu schlichten, allein umsonst; man geht zu Gerichte, von Instanz zu Instanz, es finden Zeugenverhöre und Localbesichtigungen statt; schon belaufen sich die Kosten auf 129 Thaler, und der Prozeß ist noch nicht am Ende, und die bösen Gesichter des Tages und der Aerger des Abends sammt den schlaflosen Nächten dauern noch fort. Denn das Gericht in letzter Instanz hatte dahin entschieden, daß der Platz gemeinsames Gut der beiden Nachbarn seie, und in Folge öffentlicher Versteigerung dem einen oder dem

andern könne zugeschrieben werden, wodurch denn der Zimmermann, der ohne den Platz keinen Ausgang aus seinem Hause gehabt hätte, im Falle war, sich jeden Preis gefallen lassen zu müssen, zu welchem sein Nachbar ihn treiben würde. — Siehe, da trat Jemand in's Mittel, der schon manchen Prozeß mit einem Schlage beigelegt hatte. In dem Hause des Drahtziehers starb das jüngste Kindlein, und da es einmal so Brauch im Lande, daß das liebe Nachbarrecht festgehalten wird, auch wenn Prozesse zwischen den Nachbarsleuten obschweben, so kommt auch der Nachbar Zimmermann, der zugleich die Schreinerei des Ortes besorgte, in das Sterbehaus, zu thun, was Brauch ist. Vor Allem sagt er zu dem leidtragenden Nachbar: „Unser lieber Herrgott hat Theilung mit Euch gehalten, laßt uns ein Vaterunser beten," stellt darauf die Hausuhr stille, wie es Sitte ist, und geht dann, dem Kinde die Händlein zu falten und das hölzerne Hemdlein anzumessen. Darnach, als es Abend geworden, kommen die Frauen, es zu entkleiden, waschen sein Angesicht und seine Hände, ziehen ihm das weiße Leichenhemdlein über, legen einen Rosmarinzweig in seine Hände und tragen es also in den Sarg, wobei auch der Zimmermeister behilflich ist. Nun stehen sie Alle um den Sarg her und sehen, wie das Kind so sanft und friedlich daliegt in seinem Bettlein, und sangen dann miteinander den Vers: „Christi Blut und Gerechtigkeit" &c. Als nun der Gesang zu Ende war, siehe, da reicht der Zimmermann dem Drahtzieher die Hand und spricht: „Damit, ja damit kann man vor Gott bestehen, aber mit unserer Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit und mit unserm Prozesse geht es nicht. Hört, Nachbar, als ich die Todtenlade geschreinert habe, dachte ich's gleich, den Prozeß legen wir auch hinein zu Euerm Kindlein und begraben ihn auch, und der Sarg kostet nichts, und das Kreuz auf den Hügel ist auch schon fertig. Den Platz aber

behalte ich, denn Ihr wißt, daß ich ihn nicht entbehren kann, und was Ihr wollt, das will ich Euch geben." — Und der Drahtzieher erwiedert mit Thränen: „Es ist Alles gut. Ich habe Euch längst Alles abgebeten im Herzen und dem Herrn auch, der Platz aber soll nicht mein sein und nicht Dein sein, sondern unser, wie er es bisher gewesen, und Ihr gebt mir kein Geld, und ich geb Euch kein Geld, sondern wir wollen durch Liebe und Freundschaft in Leben und Tod und auf Kindeskind wieder gut machen, was wir einander Böses gethan haben." Darauf reichten sich die Nachbarn auf's Neue die Hände, und Niemand konnte unterscheiden, wer von Beiden mehr geweint, sowie auch Niemand unterscheiden konnte, wem ihre Thränen am meisten galten, ob dem gestorbenen Kindlein oder dem todten Prozesse, oder der lebendigen Liebe. Die beiden Frauen aber saßen Hand in Hand neben einander und schauten auf ihre Männer und auf das Kindlein im Sarge, und wiewohl auch ihre Augen waren voll Thränen, war es in ihrem Herzen doch, als wäre es Weihnacht, und als höreten sie den Lobgesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Nro. 311.

Ich habe nun den Grund gefunden.

Den 1. und 4. Vers sprach die Giftmischerin Ruthardt, eines Goldarbeiters Frau zu Stuttgart, die ihren eigenen Mann mit Gift vergeben hatte und am 27. Juni 1845 mit dem Schwert hingerichtet wurde, mit fester Freudigkeit im Angesicht des von ihr gebilligten Todes aus, nachdem sie endlich, nach langem Widerstreben ihres boshaften und verhärteten Herzens und daher rührenden, schrecklichen Kämpfen, Jesum in tiefer Zerknirschung noch redlich suchen und ernstlich ergreifen gelernt hat. So

bezeugen ihre Seelsorger, Diak. Hofacker und Mehl und ihnen nach Diak. A. Knapp in der zwei Tage darauf gehaltenen Reformationspredigt zu Ehren der freien, einzig in Christo wurzelnden Gnade und des rein verdienstlosen Glaubens an ihn und seine Liebesmacht, worauf die evangelische Kirche als auf ihrem Fundamente ruht.

Am 14. April 1846 verschied im Glauben an den Erlöser die Prinzessin Maria Anna, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen. Schon in der Zeit, wo es noch nicht als Ehre galt, mit der Liebe zu Christo frei und offen hervorzutreten, bekannte sie in freudigem Glaubensmuthe das, was ihr Herz erfüllte. Bei solchen Predigern des Evangeliums, welche das sündliche Elend des menschlichen Herzens und die Herrlichkeit der göttlichen Gnade aus lebendiger Erfahrung verkündigten, fand man sie in der Mitte der Zuhörer, wenn die Gotteshäuser auch sonst nur selten von den höhern Ständen besucht wurden. Mit der Gemeinde, welche das Wort vom Kreuz und die Erlösung durch Christi Blut recht eigentlich als Mittelpunkt hinstellt, mit der Brüdergemeinde stand sie in innigster Verbindung. Die Losungen derselben, das Büchlein: „Etwas für das Herz" waren ihre tägliche Erquickung. Reichen Segen schöpfte sie aus unsern trefflichen deutschen Kirchenliedern, für die sie eine besondere Vorliebe hatte; namentlich waren ihr die beiden theuer: „Ich habe nun den Grund gefunden," und: „Ach bleib mit deiner Gnade." Was aus dem Leben der Vollendeten hervorstrahlte, das verklärte ihr Ende. Bei schweren Körperschmerzen sollte sich noch in den letzten Monaten die Kraft ihres Glaubens bewähren. Als stille Dulderin trug sie ihr Leid. Da erlösete sie der Herr von allem Uebel und half ihr aus zu seinem himmlischen Reiche. Er führte sie in die Reihe derer, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre

Kleider helle gemacht in dem Blute des Lammes, die mit Palmen in ihren Händen stehen vor dem Stuhle des Herrn und lobsingen seinem heiligen Namen.

Nro. 313.

Mir ist Erbarmung widerfahren.

Die Cholera morbus herrschte 1830 auch in Tiflis und Umgegend, wo Missionar Saltet die Seelsorge pflegte. Seine Liebe zum Herrn und den ihm anvertrauten Seelen ließ ihm nun in dieser Zeit schwerer Heimsuchung keine Ruhe, und er eilte von einer Hütte zur andern, um den Leidenden beizustehen und die Sterbenden mit dem Troste des Evangeliums zu erquicken. Diese Anstrengung griff seine schon seit geraumer Zeit durch Arbeit geschwächte Hütte sichtbar an. Besonders aber drückte ihn der Kummer über so manche Seele schwer darnieder, die plötzlich aus dem Lande der Lebendigen hinweggerafft wurde, ohne vorbereitet zu sein, um zu stehen vor des Menschen Sohn. Am 27. August 1830 kam er von seinen Krankenbesuchen ermattet nach Hause zurück, und bald zeigten sich die ersten bedenklichen Spuren der gefährlichen Krankheit, die ihn ergriffen hatte. Er mußte sich Abends 4 Uhr zu Bette legen, und sein Arzt, ein geschickter und sorgfältiger Mann, der ihn besuchte, fand ihn um 6 Uhr in einem beruhigenden Zustande; aber bald stellten sich Krämpfe in den Zehen, zuletzt im Halse ein, und schon am nächsten Morgen um 4 Uhr verließ sein Geist die sterbliche Hütte, bis der Auferstehungstag beide wieder vereinigt. — Gleich Anfangs, als ich hierher kam, schreibt Missionar Zarembe, hatte er in einer Art von Verwunderung und Ahnung gegen mich geäußert, es gereiche ihm sehr zur Beruhigung, daß ich da sei, vielleicht werde er vom Herrn durch diese Krankheit heimgeholt, und für solchen Fall hatte er angefangen, mir seine letzten Wünsche und Anordnungen in die Feder zu dictiren. Kaum hatte ihn

die Krankheit zu Bette gelegt, so sagte er mir: „Wie gut habe ich's doch jetzt, daß ich meinen Jesum habe!“ Er hieß mich nun das Lied aus Hillers Schatzkästlein ihm vorlesen: „Mir ist Erbarmung widerfahren“ 2c. Unterdessen wurde er immer matter und stiller. Es that meinem Herzen wohl, zu sehen, wie seine Gemeindeglieder und auch so Manche, die ihm im Leben Noth machten, um ihn sich bemühten und ihm alle erdenkliche Liebe zu beweisen sich beeiferten. Andere weinten im Schmerz überlaut uud wehklagten über die Besorgniß seines Verlustes. Mir sagte er einmal nach einem schweren Kampfe: „Bruder, laß mich in deinen Arm mich legen.“ Und so ruhete er dann eine Weile aus. Er hieß mich über ihn beten und ich that es etliche Mal an diesem Abend und in der Nacht. Einmal dachte ich, es könnte ihn ein christlicher Gesang erquicken; und so sangen etliche sanfte Stimmen an seinem Sterbelager, auf dem er rasch uud schnell der Ewigkeit entgegeneilte: „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht werth.“ Der Todeskampf rückte immer näher, und etliche Male sprach er mit leiser, sterbender Stimme: „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“ Schwer war der letzte Kampf und Schmerz, unter dem die Seele aus den Banden des Körpers sich herauswand; aber er blieb stille und geduldig, bis sein Auge nach wenigen Leidensstunden brach und er in die ewige Ruhe hinüberschlummern durfte.

Nro. 326.

Herr, wie du willst, so schick's mit mir.

Dieses Lied wurde von Dr. Kaspar Bienemann (Melissander), als er noch Hofmeister und Erzieher der Kinder des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen-Weimar war, im Jahre 1574 bei herannahender Seuche gedichtet. Seine Schülerin, die Prinzessin Maria (geb. 1571, gest. als Aebtissin zu Quedlinburg in Halle auf

einer Reise nach Dresden), lernte dies Lied als Gebet von ihrem Lehrer in ihrer zartesten Kindheit und erwählte sich später aus Liebe dazu die ersten Worte: „Herr, wie du willt" (H. W. D. W.) zu ihrem Wahlspruch, den sie in Stammbücher einschrieb und auf Münzen prägen ließ. Gedruckt wurde das Lied zum ersten Mal im Jahre 1589. — Diaconus Kaspar Wezel brauchte es als sein tägliches Morgen- und Abendgebet.

Nro. 327.

Von Gott will ich nicht lassen.

Zu Apolda, in der Nähe von Weimar, lebte im vorigen Jahrhundert ein wackerer Bürgersmann, seiner Profession nach ein Seiler. Dieser Mann litt zuweilen an einem Zustande, den man zwar keine eigentliche Krankheit nennen, aus welchem aber leicht eine Krankheit werden kann. Er fiel nämlich zuweilen mitten am Tage, ja mitten in seinen Geschäften oder im Gespräch mit Andern, in eine Art von Schlaf, wobei er sprach und, wie die sogenannten Mondsüchtigen oder Nachtwandler, allerhand Bewegungen machte. Das Merkwürdigste bei diesem Umstande war, daß der Mann dabei Alles Wort für Wort wiederholte, was er den Tag über gesprochen, und durch Geberden das ausdrückte, was er zu gleicher Zeit gethan hatte. Einmal, da er in Geschäften nach Weimar geritten war, und dort in einem Hause, wohin sein Berufsweg ihn geführt hatte, überfiel ihn auch sein Zustand des Schlafwandelns. Da machte er erst alle die Bewegungen, die er heute Morgen beim Aufstehen gemacht hatte, hielt nach der guten christlichen Hausordnung, die in seinem Hause war und welche er auch heute geübt hatte, fromme Morgenandacht, nahm dann von den Seinigen Abschied und machte dann die Bewegungen eines Menschen, der zu Pferde steigt und seines Weges reitet. Jetzt kam nun auch das aus seinem Herzen zum Vorschein, was er auf dem

Wege über gethan hatte. Er wiederholte nämlich nicht blos jeden Gruß und jedes Wort, das er unterwegs zu den ihm Begegnenden gesprochen hatte, sondern auch das schöne Lied: „Von Gott will ich nicht lassen," das er auf seiner Reise gesungen hatte, und das er jetzt, wo die Gedanken seines Herzens offenbar wurden, bis zu Ende sang, wobei aber auch alle die kleinen Unterbrechungen und Zerstreuungen bemerkbar wurden, welche ihm bei seinem Gesange heute früh zugestoßen waren.

Da fällt mir nun bei diesem Geschichtlein ein: wenn nun auch bei uns andern Menschen des Herzens verborgene Gedanken und unsere Handlungen, die Keiner weiß, als Gott, offenbar würden, was ja, wenn auch nicht auf die krankhafte Art des Schlafwachens und im jetzigen Leben, doch einmal ganz gewiß künftig, am Tage des Gerichts vor Gottes Angesicht geschehen wird, wie würde es dann mit uns stehen? Wenn der arme Mensch auch nur einen einzigen Tag hindurch das wiederholen sollte vor den Augen der Welt, was er heute im Verborgenen gethan und gesprochen, sollte das nicht gar oft viel beschämender für ihn ausfallen, als bei jenem christlichen Handwerksmanne, der da in Weimar, vor den Augen vieler neugierigen Menschen, all' sein menschliches, doch von Christi Zucht und Ordnung beherrschtes Thun kund geben mußte? Würden da auch solche gute Gebete und so schöne Lieder zum Vorschein kommen, wie bei dem guten Seiler aus Apolda?

In Holland lebte vor hundert Jahren ein Arzt, der war so berühmt, daß einst ein Brief aus Amerika mit der Aufschrift: „Dem berühmten Börhave in Europa" ihn richtig erreichte. Derselbe aber war noch mehr als ein berühmter Mann, er war auch ein einfältiger Christ, von Herzen ganz demüthig. Als einmal ein Missethäter vor ihm vorbei zum Tode geführt wurde, weinte er

sehr und antwortete denen, die ihn fragten: „Er habe eben bedacht, daß wenn nicht Gottes besondere Gnade und Erbarmung ihn festgehalten hätte, er wohl jetzt ebenso würde müssen herausgeführt werden, wie dieser arme Sünder, denn er sei von Natur ebenso böse und geneigt zur Sünde, wie dieser, und nur Gottes besonderes Aufsehen habe ihn errettet „von Sünden und Schanden, von Ketten und von Banden." (V. 2.)

Nro. 328.

Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Rodigast lebte während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in Jena in freundschaftlichem, fast täglichem Verkehr mit dem dortigen Cantor und Lehrer, Severus Gastorius, einem seiner Jugend- und Studiengenossen. Dieser wurde im Jahre 1675 von einer schweren Krankheit befallen, die ihn allmählig dem Grabe entgegenzuführen schien. So gelassen er die Schmerzen seiner Krankheit ertrug, fiel es ihm doch schwer, sich mit dem Gedanken an das frühe Grab zu befreunden, zumal bei dem Gedanken an sein theures Weib und seine kleinen Kinder, die er ohne alle Mittel der Versorgung verlassen sollte. In dieser Zeit ließ es Rodigast bei seinem Freunde nicht fehlen an theilnehmendem Besuche und ermunternder Zusprache. Da er jedoch wohl sah, was demselben vor Allem schwer auf dem Herzen lag, und woran es ihm fehle, um solches mit derselben Geduld und Ergebung zu tragen, mit welcher er sein körperliches Leiden zu ertragen wußte, nahm er eines Abends den Lobgesang Mosis, 5. Mos. 32, 1—5, vor sich, und schickte dann am anderen Morgen seinem Freunde das Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan." Gastorius las es und fühlte, daß es ihm gelte, fühlte sich aber durch dasselbe auch so erquickt, gestärkt und aufgerichtet, daß er erklärte, nun wolle er gern sterben, aber das Lied müsse auch von seinen Schülern an seinem Sarge gesungen werden.

Und damit das in rechter Weise geschehe, ließ er sich Papier und Feder reichen, und componirte auf seinem Bette, wiewohl mit schwacher Hand, doch mit freudigem Geiste, die Melodie. Seine Krankheit nahm jedoch mit jenem Tage eine Wendung, so daß er nicht nur einige Wochen hernach schon wieder sein Amt versehen konnte, sondern auch noch eine Reihe von Jahren versah zum Segen seiner Schule wie seiner Familie. Das Lied aber, das seine Schüler an seinem Sarge singen sollten, ließ er, so lange er lebte, dieselben jede Woche einmal vor seiner Thüre singen, zum offenen, dankbaren und freudigen Zeugnisse, daß es unwandelbar in seinem Herzen heiße: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille."

Wie wohl wir daran thun, wenn wir mit Rodigast singen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" ꝛc. und dann auch mit dem Herrn beten: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" davon erzählt unter Andern der fromme Samuel Kilpin, Prediger in England zur Zeit der Königin Elisabeth, geb. 1533, † 1603, ein warnendes Beispiel aus seiner eigenen Amtsführung. Eine Mutter hatte nämlich ein Söhnlein, das lag todtkrank, und ließ daher den Prediger rufen. Er kam auch alsobald, und wiewohl es ihm schien, als sei das Kind schon am Sterben begriffen, betete er dennoch unter Anderem: „Herr, wenn es dein Wille ist, so erhalte es." Da fiel ihm die Mutter in der Unbündigkeit ihres Schmerzes wie ihres Wesens in das Gebet und schrie: „Nein! es muß sein Wille sein! das Wenn kann ich nicht leiden." — Kilpin schloß bestürzt, verwies aber der Mutter sehr ernstlich die Vermessenheit solcher Reden. Wohl blieb das Kind zum Erstaunen vieler Menschen am Leben. Aber die Mutter erlebte an ihm nicht nur tausendfachen Kummer und Verdruß während seiner Knabenjahre, sondern mußte auch das Herzeleid

erfahren, daß ihr Sohn im Alter von 22 Jahren sein Leben auf dem Richtplatze endigte.

Nro. 334.

Auf Gott und nicht auf meinen Rath.

Ziethen, der kühne Reitergeneral, der noch heute in der Sage des Volkes fortlebt, und mit Recht, nicht blos weil er mit der Schlacht von Torgau den 7jährigen Krieg und das Schicksal der preußischen Monarchie entschied, sondern weil er ein noch frömmerer Mensch als unverzagter Held war — Ziethen wurde eben wegen seiner Frömmigkeit von Friedrich II. aufgezogen. Da antwortete Ziethen: „Es hat den Kriegern Ew. Majestät noch nie Schaden gebracht, wenn ich an der Spitze meiner Reiter mit dem laut schallenden Liede: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath" in die Feinde meines Königs einhieb.

Nro. 336.

Auf dich hab ich gehoffet, Herr.

Ein Bürger zu Stettin, dem man wegen zu besorgender Belagerung bange machen wollte, ließ sich solches nicht anfechten und sagte unter Anderm: sie hätten einen guten Wassergraben, das wären die Thränen der noch übrigen Frommen, und einen unüberwindlichen Stadtzwinger, das wären die Worte aus dem Liede: „Auf dich hab ich gehoffet, Herr," welche also lauten: „Mein starker Gott in aller Noth, wer mag dir widerstreben?"

Dr. Robert Barnes, Kapellan Heinrichs VIII. in England, machte sich der lutherischen Lehre verdächtig; als er mit dem Bischof Gardiner wegen der Lehre von der Rechtfertigung in Streit gerieth, wurde er zur Haft gezogen und 1540 verbrannt, während er den 6. Vers des angeführten Liedes betete: „Herr, meinen Geist

befehl ich dir; mein Gott, mein Gott, weich nicht von mir, nimm mich in deine Hände! O wahrer Gott, aus aller Noth hilf mir am letzten Ende!"

Nro. 337.

Auf meinen lieben Gott.

Ein Bürger in einer kleinen Stadt war, durch mancherlei Unglück zur Verzweiflung gebracht, im Begriff, sich selbst das Leben zu nehmen. Während er zu dem Ende nach dem Fluß hingeht, singt ein Bauersmann beim Pflügen dies Lied: „Auf meinen lieben Gott." Darüber gehen ihm mit einem Mal die Augen auf; er erkannte seine schwere Sünde und sprach: „Wie sollte ich ein so groß Uebel thun und wider den Herrn, meinen Gott, sündigen" — ergab sich vielmehr in Gottes Willen, der ihm alsbald an Leib und Seele half.

Der fromme Markgraf Christian von Brandenburg (17. Jahrh.) kam einst auf dem Platz von St. Peter in Culmbach zu den Geistlichen, die an der einen Ecke der Kirche standen, und begehrte, daß sie mit ihm unter freiem Himmel dies Lied singen sollten. Dies thaten sie, und darüber wurde der fromme Herr so bewegt, daß er bitterlich zu weinen anhub und sprach: „So gewiß ich ein Fürst auf Erden bin, so gewiß weiß und glaube ich, daß ich dermaleinst in Christo Jesu und um seines Verdienstes willen ein Fürst Gottes im Himmel sein und bleiben will."

Als am 25. Juni 1732 von den ausgewanderten Salzburgern 800 Mann nach Potsdam kamen, mußten sie vor dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. vorüberziehen. Er war sehr gnädig und freundlich gegen sie und fragte sie, weßhalb sie emigrirt seien? Sie antworteten, um des Evangelii willen, das man ihnen

entzogen. Dabei versicherte sie der König seiner Gnade, versprach ihnen auch in Preußen Aecker und Bauernhöfe und Freijahre zu gewähren, und verlangte endlich, daß sie das Lied: „Auf meinen lieben Gott" anstimmen sollten. Der Commissarius stellte vor, daß sie das Lied nicht anzufangen und auf die hiesige Weise zu singen wüßten. Darauf fing, zur höchsten Verwunderung der Salzburger und zur innigsten Rührung aller Anwesenden, der König das Lied selbst an und intonirte Vers für Vers, da dann Alles mit fortsang und unter solchem Singen vorüberzog. Da Alle vorüber waren, rief der König ihnen nach: „Reiset glücklich!" Die Emigranten zogen nach Berlin.

Nro. 338.

Schwing dich auf zu deinem Gott.

Wimmer nennt dies Lied „Melancholei-Vertreib" und sagt sehr schön dazu: „Ein Adler, der den Jäger gewahr wird, schwingt sich in die hohe Luft, als in sein Element, und je höher er fleugt, desto sicherer ist er. Ein Hirsch nimmt seine Zuflucht zu den Bergen. Wo wendet sich aber ein Christ hin in seiner Angst und Anfechtung? Er flieht zu dem Berg, von wannen ihm Hülfe kommt; seine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Darum, du Betrübter, auf und fliehe zu Gott, zweifle nicht, daß er dein Gott, dein Hort und dein Erlöser sei; zu dem komme im wahren Glauben und herzlichen Gebet. Denn das sind die beiden Flügel, mit denen du dich hinauf zu ihm schwingen und deine Ruhe gewiß mit herunterbringen kannst."

Nro. 339.

Warum sollt ich mich denn grämen?

Als Johann Jakob Moser Landschaftsconsulent in Stuttgart war und in dieser wichtigen Stellung die

zwischen dem Herzog Karl von Würtemberg und der Landschaft hervorgetretenen Differenzen in ehrenhafter und billiger Weise beizulegen suchte, aber sich den Zorn des Hofes zuzog durch den unbeugsamen verfassungstreuen Widerspruch gegen die ungerechten Forderungen des übelberühmten Ministers, Graf Montmartin, wurde er am 12. Juli 1759 vor den Herzog nach Ludwigsburg beschieden. Moser ahnte die Gefahr, die ihm drohte, und sagte, als er nach längerem Warten in das fürstliche Gemach gerufen wurde, noch im Vorzimmer zu dem geheimen Secretär:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ,
Wo er ist,
Stets sich lassen schauen.

So ließ sich denn auch Moser vor dem Herzog schauen, und die Folge war, daß er auf der Stelle durch Husaren nach der Bergfeste Hohentwiel gebracht wurde, wo er, aller Communicationsmittel beraubt, vier Jahre lang im Kerker zu schmachten hatte.

Seiffart nennt dies Lied „den besten Antimelancholikum.“ Als solchen gebrauchte es auch der M. Hosch, Pfarrer in Gächingen, als ihm die Franzosen den 2. Juli 1800 sein Haus rein ausplünderten. Er sang dies Lied getrosten Muths und am nächsten Sonntag konnte er auf der Kanzel sprechen: „Es sind Räuber in unser Dorf gefallen. Was haben sie uns geraubt? Tugend und Unschuld, Ehre und guten Namen, Seele und Seligkeit? Haben sie uns das N. Testament entrissen, den Zugang zu Gott versperrt, die Gemeinschaft mit dem Himmel abgeschnitten? Ach nein! das sind nicht die Güter, denen die Diebe nachstellen! Was denn? Etwas von unserm Ueberfluß, der sich leicht entbehren oder leicht wieder ersetzen läßt.“

Die Salzburger Emigranten wurden 1732 auf ihrem Zuge durch Schwaben gefragt, ob es ihnen denn nicht schwer und schmerzlich wäre, Vaterland und Freundschaft, Alles zurückzulassen. Sie aber antworteten fröhlichen Muthes mit dem Gesange des Liedes: „Warum sollt ich mich denn grämen?“ Und als sie damit zu Ende waren, sagte Einer aus ihrer Mitte: „Da habt ihr die Antwort, wir grämen uns über nichts mehr, als daß wir so lange haben heucheln können, und die erkannte Wahrheit nicht eher mit dem Munde bekennet, vielmehr uns vor Menschen gefürchtet haben.“

Johann Paul Trier, der als Berggerichtsdirector 1768 starb, verlor seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn, als derselbe von der Universität zurückkehrte, durch den Tod. Dann starben ihm seine beiden Töchter, von denen er sagen konnte: „Sie haben mich nie betrübt.“ Dann fiel der 75jährige Greis in seinem Garten nieder und brach den Fuß, wovon bei seinem hohen Alter der Tod leicht hätte folgen können. Seine Frau war untröstlich, er aber sagte gottergeben und gelassen: „Gott hat mich in guten Tagen oft ergötzt, sollt ich jetzt nicht auch etwas tragen?“ (V. 5.) Und siehe, der Herr wendete dies Unglück, er ließ ihn genesen und noch 12 Jahre leben, bis er im 87. Jahre lächelnd, mit gen Himmel gestreckten Armen verschied.

Nro. 340.

Sollt es gleich bisweilen scheinen.

Ein Nachtwächter in einer großen Stadt, der nicht eben unvermögend war, ging, da es 12 schlug, sein Amt zu verwalten. Unterwegs hörte er in einem Hause ein starkes Gespräch. Hm! dachte er, 's ist doch schon zwölf, und die Leute da liegen noch nicht auf dem Ohre. Da sieht man die verkehrte Welt! Ich muß Amts wegen wachen, und diese Leute, die doch schlafen könnten,

thun's nicht. Mit diesem Gedanken hatte er sich dem Fensterladen genähert und blickte durch eine Oeffnung in die Stube. Aber welch' ein Anblick! Eine Frau ging, mit einem Messer in der Hand, laut redend in der Stube auf und ab; hinter'm Ofen lagen auf bloßem Stroh zwei Kinder und schliefen. — Gott, erbarmender Gott! rief die Frau mit wildem Blicke, ist keine Rettung mehr? soll ich mit meinen armen Kindern doch endlich den Hungertod sterben? — Wie ruhig sie schlafen, aber ich zittre vor dem Augenblick, wo sie erwachen. Was halte ich noch das Messer in meiner Hand? Auf, morde die Kinder, so kommen sie doch leichter von der Welt! — Rasch hob sie das Jüngste von seinem Lager, legte es auf den Tisch, küßte es und — setzte ihm zitternd das Messer an die Kehle. Halt! halt! schrie der Nachtwächter und schlug mit seinem Knotenstocke heftig an den Laden. Das Weib ließ das Messer fallen und stürzte zu Boden. Er aber lief gleich nach der Thüre, die zum Glücke nicht verschlossen war, und in die Stube hinein. Die Unglückliche erholte sich und schrie: „Erbarmen!" — Sogleich fragte der Nachtwächter im gelassenen Tone, warum sie die Kinder ermorden wolle? Durch sein gütiges Betragen aufgerichtet, erzählte sie ihm, daß sie schon seit 4 Tagen keinen Bissen Brods gehabt habe, und kein Mensch sich ihrer habe erbarmen wollen. Hier sind vier Groschen, sprach darauf der Nachtwächter, pflege dich und deine Kinder, alle Sonnabende bekommst du eben so viel; für Brod und Holz will ich mit Hülfe meiner Nachbarn auch sorgen. Das Weib wollte ihrem Wohlthäter zu Füßen fallen, aber er eilte davon. Ueberzeugt, obgleich er nur ein Nachtwächter war, doch eine bessere That als mancher Vornehme und Reiche verrichtet zu haben, ging er mit inniger Freude an sein Amt und sang: „Sollt es gleich bisweilen scheinen, als verließe Gott die Seinen, o so glaub und weiß ich dies: Gott hilft endlich doch gewiß.

Hülfe, die er aufgeschoben, hat er drum nicht aufgehoben; hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nöthig ist."

Als im Jahre 1796 die Franzosen das Rehmsthal gegen Schorndorf heraufzogen und man in dem Dorfe Plüderhausen am nächsten Tage ihrer schrecklichen Ankunft mit Zittern entgegensah, versammelte der damalige Pfarrer Pichler den Tag zuvor seine geängstete Gemeinde in der Kirche, um sie aus Gottes Wort zum Gottvertrauen zu ermuntern, und ließ in der Betstunde, die er hielt, dieses Lied singen. Dabei brach nun die Gemeinde vor großer Rührung in ein solches allgemeines Weinen aus, daß man im Singen oft inne halten mußte; sie ward aber auch dadurch so mächtig getröstet, daß Alle zusammen mit gläubiger Zuversicht auf die Hülfe des Herrn hofften — und solche Hoffnung ließ sie nicht zu Schanden werden. Die Feinde verfuhren schonend und die Gefahr ging gut vorüber.

Nro. 346.

Je größer Kreuz, je näher Himmel.

Während der langen Krankheit der Frau des Försters zu W. in der Pfalz las ich, erzählt der Ortsgeistliche, derselben zuweilen auch geistliche Lieder vor, und unter andern eines Tages auch das Lied von Schmolck: „Je größer Kreuz, je näher Himmel" 2c., das sie mit besonderer Freude anhörte. Da sie bei meinem Fortgehen den Wunsch äußerte, dieses Lied öfters zu hören, ließ ich ihr das Büchlein, aus welchem ich es vorgelesen hatte. Und wie es scheint, ist das Lied auch an ihrem Manne nicht ohne Segen geblieben; denn als die lange Dulderin endlich zu ihrer Ruhe gekommen war, kam er bald nach der Beerdigung zu mir und sagte: „Herr Pfarrer, ich habe noch etwas von Ihnen, aber es fällt mir schwer, mich davon zu trennen. Es ist das Büch-

lein, in dem das Lied steht: „Je größer Kreuz.“ Dürfte ich Sie bitten, es mir zum Andenken zu lassen?“

Nro. 353.

Warum betrübst du dich, mein Herz?

Mit dem 7. Verse dieses Liedes: „Alles, was ist auf dieser Welt,“ ꝛc. wies der nach der Schlacht bei Mühlberg, 24. April 1547, gefangen gehaltene Landgraf Philipp von Hessen die blendenden Anträge freudig zurück, die man ihm machte, wenn er von der reinen Lehre des Wortes Gottes abtrünnig werden würde. Kaiser Karl V., in dessen Händen er war, bot ihm dafür als Preis die Grafschaft Katzenellenbogen, und der Herzog Georg von Meißen versprach, ihn zum Erben aller seiner Güter und Länder machen zu wollen. Allein der Landgraf hielt fest an der evangelischen Wahrheit und stützte sich, so oft sie auch ihre Anträge erneuern mochten, auf den oben angeführten Vers.

Hans Sachs hat fragliches Lied in einer Zeit schwerer Bedrängniß, während der großen Theuerung und Hungersnoth im Jahre 1552 zu Nürnberg gedichtet. Man nannte es sonst „der alten Leute Trostpredigt,“ welche jedoch für Jung und Alt heilsam ist. Schubert sagt von demselben: „Es ist in Zeiten der Noth und Trübsal ein Trostlied schon für Tausende von bekümmerten Seelen gewesen. Wie manche arme Mutter, welche in theurer Zeit nicht wußte, wo sie am andern Morgen Brod hernehmen sollte für ihre hungernden Kinder, hat nach halbdurchwachter Nacht endlich ihre Sorgen mit jenem Liede eingesungen. Gesungen haben dies Lied die armen Wanderer im Fremdlingsland, wenn sie nicht wußten, wo heute Abend ihr matter Leib seine Ruhestätte und Erquickung finden werde. In Zeiten der Todesnoth und des Krieges hat man öfters mit dem Todtenglöcklein zugleich die Töne dieses Liedes in den

Kirchen und Häusern gehört. Ja, wenn dasselbe der fromme Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen ein Engelslied nannte, weil es ihm kurz vor seinem Tode anno 1573 im Traume vorkam, als sängen es die Engel, so hat er Recht, denn man empfindet in diesem einfältigen Liede, wenn man es andächtig singt, Kräfte der Engel, welche emporsteigen zu Gottes Thron und mit kindlich unwiderstehlicher Gewalt Gottes Vaterherz bewegen." So gab denn auch zu Berka an der Werra 1694 ein armer frommer Mann dem Diakonus Avenarius, der ihn fragte, wie er sich in diesen schweren Zeiten forthelfen und des Bettelns erwehren könnte, die Antwort: „Nichts erhält mich in dieser schweren und theuern Zeit, als das trostvolle Lied: „Warum betrübst du dich, mein Herz;" dieses singe ich jetzt täglich, Morgens und Abends, und geht mir dabei wohl, daß mir Gott Arbeit zuschickt und Verdienst."

Nro. 355.

In allen meinen Thaten.

Durch dieses Lied bereitete sich Paul Flemming zu einer weiten und gefahrvollen Gesandtschaftsreise nach Persien vor (1635). Ein schönes Lied für die Pilgerreise, welche wir Alle durch Freud und Leid zur Ewigkeit zu machen haben.

Einst sang dieses Lied eine Zimmermannsfrau zu Skeuditz in Sachsen, als sie am 24. Mai 1726 mit ihrer Magd in den Wald ging, um Gras zu holen. Damit hat sie sich unwissend und doch gar wohl bereitet auf das Schicksal, das bei diesem Gange sie betreffen sollte. Denn noch war sie nicht lange im Walde umhergegangen, so fand sie ihren lieben Mann ermordet am Boden liegen. Das Lied aber, das sie gesungen, gab ihr Kraft, dieses Unglück mit Gott zu überstehen.

In Schmalkalden lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine arme Wittwe, von ihrem Manne, der eben gestorben war, in großer Dürftigkeit hinterlassen. Hart gedrängt von einem Kaufmanne, der noch eine Schuldforderung von 32 Thalern hatte, thut sie eines Abends mit ihren Kindern ein andächtig Gebet und begibt sich zur Ruhe. Unter Kummer und Grämen eingeschlafen, ist es ihr im Schlaf, als stehe ein Jüngling in weißem Kleide vor ihrem Bette und singe: „So sei nun, Seele, seine und traue dem alleine" 2c., wodurch ihr ganz leicht um's Herz wird. Sowie sie am andern Morgen aufwacht, klopft es an die Thür, und ein guter Freund bringt ihr die Nachricht, jener Kaufmann sei in der Nacht gestorben, habe aber zuvor befohlen, daß der Frau die Schuld erlassen und geschenkt sein solle. Da hat die Frau vor Freuden geweint und mit ihren Kindern gesungen: „So sei nun, Seele, seine" 2c.

Nro. 358.

Befiehl du deine Wege.

Ueber dieses wunderherrliche Lied findet sich nachstehende Legende:

Paul Gerhardt, Diakonus in Berlin, wurde bekanntlich 1666 vom großen Churfürsten seines Amtes entsetzt, das steht historisch fest. Nach jener Legende wurde er auch zugleich aus Berlin verwiesen und machte sich auf nach Sachsen, seinem Vaterlande, mit Weib und Kind. Unterwegs kehren sie in einer Herberge ein; hier wurde seine Frau, wegen der trostlosen Aussicht für die Zukunft, so von Kummer ergriffen, daß sie ganz zu Boden gedrückt wurde. Paul Gerhardt suchte sie, in seinem frommen Gottvertrauen, zu trösten und benutzte dazu auch obige Worte des Psalmisten: „Befiehl dem Herrn" 2c. Aber sie wollte sich nicht trösten lassen. Darauf ging der fromme Mann hinaus in den Garten, setzte sich unter einen Baum und dichtete unsern

Gesang. Er kehrte mit demselben in die Wohnung zurück, las ihn seiner Frau vor, und dieser soll das Lied zu besonderem Troste gereicht haben. — Noch denselben Abend kehren auch zwei Reisige, Boten des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg, in der Herberge ein und erzählen, wie sie nach Berlin wollen, um dem suspendirten Prediger Paul Gerhardt von ihrem Landesherrn die Berufung zu einem neuen Pfarramte zu überbringen. Paul Gerhardt gibt sich in seiner Freude alsbald zu erkennen, sie übergeben ihm das Schreiben ihres Herrn, und von tiefster Rührung ergriffen, wandte jener sich zu seinem Weibe: Siehst du, sprach er, „befiehl du deine Wege!" rc. — Die Boten kehrten zurück, — Paul Gerhardt aber erhielt sehr bald vom Herzoge das Amt eines Oberhelfers (Archidiakonus) in der Stadt Lüppen (damals zu Sachsen-Merseburg gehörig), das er bis an sein Ende bekleidet hat. — Bald wurde sein herrliches Lied allgemein, auch dem Churfürsten bekannt. Auf des Letztern Frage: wer der Verfasser sei? wurde ihm Gerhardt genannt, und er soll, um dieses ihm so lieb gewordenen Liedes willen, später sein Verfahren gegen den frommen Dichter bereut haben.

Der Consistorialrath C. D. Küster († 1804 in Magdeburg), welcher im siebenjährigen Kriege Feldprediger gewesen war, erzählt von sich selbst Folgendes: „Als ich zu Glogau an einem Fußübel drei Wochen lang schwer leidend mit Krücken in der Stube umherhinkte, überfiel mich ein Unmuth über die vielen Kosten, die mir mein Felddienst verursachte, da ich fast Alles beim Rückzug eingebüßt hatte und wieder neu anschaffen mußte, ohne zu wissen, woher ich's nehmen sollte. Da suchte ich mich zu trösten mit den lieblichen Worten: „Befiehl du deine Wege" rc. In diesem Augenblick klopfte der Briefträger an die Thür und brachte ein Packet mit 20 Friedrichsd'or nebst einem Brief von

unbekannter Hand, der also lautete: „Jemand, dem Gott das Seinige in diesem Kriege noch erhalten hat, und der gehört hat, daß Sie bei dem Hochkircher Ueberfall das Ihrige verloren haben, bezahlt Ihnen seine Schuld, wünscht Ihnen Gesundheit und Nutzen Ihres Amtes, dem Lande aber Frieden. 10. Nov. 1758." Wer nur glaubet, der bleibet auch.

In Schlesien drangen anno 1806 30 Mann Contingents-Truppen, Dragoner, in ein Pfarrhaus und bedrängten den geängstigten Pfarrer sehr. Ein dabei befindlicher Oberstlieutenant fügte die schwersten Drohungen hinzu, wenn nicht binnen 3 Stunden das Verlangte herbeigeschafft wäre. Da nahm die Tochter des Pfarrers in dieser großen Noth die Harfe und sang: „Befiehl du deine Wege." Sie war noch nicht zu Ende, als sich die Thür leise öffnete, und der Oberstlieutenant hineintrat und dem Mädchen zuwinkte, sie solle das Lied zu Ende singen. Da sie zu Ende war, sagte er zu ihr: „Frommes Kind, ich danke Ihnen für diese lange entbehrte Erbauung. Seien Sie ruhig, in drei Stunden befreie ich Sie von Ihren Drängern." Früh um die dritte Stunde zogen die Dragoner ab.

In einem Dorfe bei Warschau lebte 1708 ein frommer Bauer, Namens Dobry, deutscher Abkunft. Dem sollte, ob er schon treu und fleißig war, mitten im Winter seine Hütte verkauft werden; denn er war ohne seine Schuld durch Unglücksfälle in Schulden gerathen. Vergeblich ging er drei Mal zu seinem harten Gläubiger. Er konnte seiner Familie keinen Trost mitbringen. Am andern Tage sollte das Haus verkauft und Dobry in's Elend gestoßen werden. Während sie voller Kummer dasitzen, tönt vom Kirchthurm herab die Glocke zum Abendgebet. Dobry kniet mit den Seinigen nieder und sie singen: „Befiehl du deine Wege." Als sie den letzten

Vers singen, klopft es an das Fenster. Es war ein alter Hausfreund, ein Rabe, den schon Dobry's Großvater aus dem Nest genommen, gezähmt und wieder in Freiheit gesetzt hatte. Der kam aus alter Anhänglichkeit immer über Winter in das Haus, wo er verpflegt wurde. Dobry thut das Fenster auf, der Rabe hüpft herein; aber in seinem Schnabel hat er diesmal einen Ring voll großer Edelsteine. Dobry dachte zuerst daran, den Ring zu verkaufen, aber er besann sich und brachte ihn zu seinem Pfarrer, und dieser, welcher darauf die Krone und den Namenszug des Königs Stanislaus erkennt, bringt ihn sofort zu dem Könige und erzählt ihm den ganzen Hergang. Der König ließ sogleich den redlichen Dobry zu sich kommen und belohnte ihn reichlich, so daß ihm aus aller Noth geholfen war; er ließ ihm auch im andern Jahr seinen Hof ganz neu aufbauen, und als Scheune und Ställe fertig waren, schickt er ihm von seinen eigenen schönen Schweizerkühen so viel, als zu seiner Wirthschaft nöthig waren. Dobry aber ließ an dem neuen Hause über der Thüre eine steinerne Tafel anbringen, welche vor etwa 12 Jahren noch zu sehen gewesen ist. Darauf war ein Rabe abgebildet mit einem Ring im Schnabel und darunter die Worte: „Weg hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht; sein Thun ist lauter Segen, sein Gang ist lauter Licht."

Mit diesem Liede weihte der erste lutherische Prediger in Nordamerika, H. M. Mühlberger, den 2. Mai 1743 den Grundstein zur ersten luherischen Kirche in Philadelphia ein. Und kurz vor seinem letzten Athemzuge betete er am 7. October 1787, als 73jähriger Greis, der von der lutherischen Kirche Amerika's als ihr Vater angesehen wurde, den letzten Vers desselben Liedes.

Nro. 359.

Ist Gott für mich.

Ein christlicher Nachtwächter, Namens Mende, hatte einst erfahren, daß in einem Hause bei einem sonst redlichen Manne sich ein Schwarmgeist eingeschlichen hatte, welcher auf eine besondere Heiligkeit durch Fasten u. s. w. drang und dabei von der Kirche abmahnte, weil die angestellten Lehrer Weltdiener und Baalspfaffen seien. Da der Wirrkopf seine Besuche spät am Abende machte und auch die Gesellen des sonst braven Schuhmachers zu Zuhörern hatte — da erschien Mende Abends um 10 Uhr, und nachdem er die Zeit abgerufen, sang er mit erhöhter Stimme den dritten Vers aus dem Paul Gerhardt'schen Lied (Ist Gott für mich, so trete):

Der Grund, drauf ich mich gründe,
Ist Christus und sein Blut;
Das machet, daß ich finde
Das ew'ge, wahre Gut.
An mir und meinem Leben
Ist Nichts auf dieser Erd';
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth.

Das machte einen merkwürdigen Eindruck. Der redliche Schuhmacher fühlte das ganze Gewicht des apostolischen Bekenntnisses: „Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus." Indem er nun in dem Gesange des Mende eine Hinweisung auf dies Gotteswort erkannte, verabschiedete er den Separatisten mit den einfachen Worten: daß er mit den Seinen bei diesem Grunde bleiben wolle, bis der Glaube in Schauen verwandelt würde, und keinen andern Meister weder suche, noch annehme.

Nro. 365.

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Die Umstände, unter welchen Neumark dieses schöne Lied des Gottvertrauens dichtete, werden also angegeben:

Im Jahre 1653 lebte Neumark in Hamburg ohne Dienst und in solcher Armuth, daß er seine Geige, welche er vortrefflich spielen konnte, versetzen mußte. Endlich wurde er recommandirt an den schwedischen Gesandten von Rosenkranz; der gab ihm zur Probe Etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzusetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn zum Secretair mit 100 Thlr. Gage. Als Neumark seine geliebte Geige wieder eingelöst, machte er das Lied, und da er's componirt, spielte er zum ersten Male dasselbe darauf unter Vergießung vieler Thränen.

Graf Zinzendorf hatte sich für die Schulden der Brüdergemeinde mit seinem Vermögen verbürgt. Als er nun 1753 zu London war und wegen eines ausgebliebenen Wechsels eben in das Schuldgefängniß abgeführt werden sollte, brachte das Packetboot, welches durch günstigen Wind viel früher als gewöhnlich anlangte, ihm die erwünschte Summe mit, so daß er sie sofort dem Gläubiger übergeben konnte. Am dem Tage hieß die Losung der Brüdergemeinde: „Gott kommt, bevor wir's uns versehn, und lässet uns viel Guts geschehn."

Mit diesem alten herrlichen Liede verließen im Jahre 1853 eine Anzahl frommer Jünglinge als Heidenboten das liebe deutsche Vaterland. Der wackere Pastor Harms zu Hermannsburg in der Lüneburger Haide hat nämlich in seiner Gemeinde, welche 4000 Seelen zählt, einen eigenen Missionsverein gestiftet und ein eigenes Missionshaus gegründet, um selbst Missionäre heranzubilden, ja ein eigenes Missionsschiff gebaut und mit Missionären zu den heidnischen Gallas in Mittelafrika gesandt. Dieses Schiff, welches 13,000 Thaler kostet, wurde am 27. Sept. 1853 zu seiner ersten Fahrt geweiht. Aus lauter milden Beiträgen ist die Summe zusammengebracht. Das ist überhaupt eine wunderbare Gemeinde

mit wunderbar frischem Geistesleben. Und der Herr der Kirche hat dieser opferfreudigen Gemeinde stets wunderbar gnädig und mächtig zur Seite gestanden, daß sie Segen die Fülle im Leiblichen und Geistlichen hat. Die Gemeinde hat auch den 16 Jünglingen, welche in die Heidenwelt gezogen sind (8 als Missionäre und 8 als Kolonisten oder Landbauer), noch große Vorräthe mitgegeben. Am 28. October fuhr das Schiff, welches „Kandaze" genannt wird, vor Brunshausen vorüber, einem Flecken bei Stade an der Elbe. Auf der Decke des schmucken Schiffes standen die Missionäre. In ihren Händen hielten sie die Posaunen, die sie in Hermannsburg zum Gesange der Gemeinde zu blasen pflegten. Und sie setzten die Posaunen an ihren Mund und über die Wasser scholl der Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." So grüßten die lieben Jünglinge zum letzten Male ihre deutsche Heimath.

Nro. 369.

Gott will's machen.

Der fromme Kaufmann Tobias Kießling von Nürnberg wurde einmal auf einer seiner Reisen ganz besonders durch einen schönen christlichen Gesang erfreut und gestärkt. Er war nämlich eines Sonntags in eine Kirche gekommen, da ein ganz junger, eben von der Universität heimgekehrter Prediger nicht Gottes lebenskräftiges Wort und Gottes Weisheit, die im Evangelium enthalten sind, mittheilte, sondern schön klingendes, aber unkräftiges Menschenwort und Menschenweisheit. Da wurde unser lieber Tobias recht herzlich und innig betrübt und dachte: was soll doch wohl noch mit unsern armen evangelischen Gemeinden werden? Er konnte sich auch, da die Predigt nun zu Ende ging, und es war kein einzig fruchtbares Wort darin gewesen, der Thränen des tiefsten Kummers nicht enthalten, denn ihn dauerten die Armen und Alten und die der Stärkung aus Gottes

Wort Bedürftigen, welche hier in dieser Kirche vielleicht lange Jahre ohne Nahrung und rechte Pflege bleiben sollten, und es fiel ihm ein, daß dies jetzt in gar vielen, vielen Gemeinden ebenso sei, und noch immer mehr zu werden schiene. Da er nun so betrübt war, fing die Gemeinde das schöne alte Lied zu singen an: „Gott will's machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist.“ Da wurde er wieder ganz froh und konnte muthig beten für Christi Reich und Evangelium, und daß der Leuchter doch nicht möge von uns genommen werden.

Nro. 375.

Vater unser im Himmelreich.

Dieses Lied ist von Etlichen für Luthers bestes Lied gehalten worden. Ein alter päpstlicher Baccalaureus in Köln pflegte zu sagen: „Wenn Luther mehr nicht gethan und geschrieben hätte, denn daß er das einige Lied gemacht, so könnte ihm doch die ganze Welt solches nicht genugsam verdanken, noch vergelten. Es ist mehr und auch tröstlicherer Theologie und reine Lehre in diesem Liede begriffen, denn in aller Schultheologen Büchern, die ich mein Leben lang gelesen, und ich glaube nicht, daß alle Pfaffen zu Köln, Trier und Mainz, wenn sie sich alle zusammenthäten, ein solches Lied machen könnten.“ Ein Anderer hat gesagt: „Ich sage in vollem Ernst, daß sich in diesem Liede Lutherus selbst übertroffen und einen rechten Meistergesang gesungen, der allen andern Gesängen soweit vorzuziehen ist, als das Gebet des Herrn allen andern Gebeten vorgezogen zu werden verdient.“ Abraham Scultetus, ein reformirter Professor, hat geurtheilt: „In der That hat Lutherus mit diesem Liede erwiesen, daß er mit Recht der **Orpheus Germanorum** könnte genannt werden.“

Joachim Friedrich I., Churfürst von Brandenburg, pflegte auf der Reise geistliche Lieder, unter andern auch

dieses zu singen. Als er im Jahre 1608 den 18. Januar auf der Reise von Storkow nach Berlin fuhr und seine Andacht mit Singen hatte, fing er plötzlich an zu rufen: „Hilf, Herr Gott, wie geschieht mir!“ Darauf faltete er die Hände, hub die Augen gen Himmel und sprach nochmals: „Ach Gott, hilf mir!“ und gab mit diesem Seufzer seinen Geist auf.

Nro. 379.

Ach bleib mit deiner Gnade.

Ein wackerer Mann erzählt: „Als im Jahre 1815 Paris zum zweiten Mal von den Verbündeten eingenommen war, und die siegreichen Heere nach der Heimath zurückkehrten, kam ein russischer Oberst zu mir ins Quartier. Das war ein lieber freundlicher Mann, der die Brust voll blanker Ordenszeichen hatte; aber die schönsten Orden waren doch die beiden treuen, blauen Augen, die ihm sein rechter Kaiser und Herr, der im Himmel, aus Gnaden verliehen hatte. Auch sprach er mit diesen Augen viel mehr, als mit dem Munde. Nachdem wir nun den zweiten Tag zum ersten Mal mit einander zu Mittag gegessen hatten, ließ er mich auf seine Stube kommen, wo er aus einem schönen Kästchen ein Buch herausnahm, in blauen Sammt gebunden und mit silbernen Figuren kostbar verziert. Er schlug es auf, zeigte es mir und sagte: „Das is Bibel, das ik les all Tag.“ Ich sah hinein und sah, daß es eine russische Bibel war. Er wollte mit mir von diesem Buche reden und redete auch davon, aber blos an seinen Augen konnte ich merken und verstehen, daß es die Herrlichkeit und der Trost des Evangeliums war, wovon er redete. Abends saßen wir abermal beisammen, und weil die Musik eine Sprache ist, welche Russe und Deutsche und Jedermann versteht, der ein Herz in seiner Brust trägt, so setzte ich mich an mein Klavier und fing an zu spielen, was mir eben einkam. Der Oberst hörte eine

Weile zu und sprach dann: „Du spiel, wie thun die Leut, wenn sie beten zu Gott in der Kirck." Da ich merkte, daß es ein Choral wäre, was er zu hören wünschte, fing ich einen solchen an. Während des Spiels ging der Oberst ganz still in das Nebenzimmer, ließ die Thür jedoch so weit offen, daß er Alles wohl hören konnte. Als nun mein Spiel zu Ende war, und drinnen im Nebenzimmer Alles still blieb, schaute ich hinein, und siehe! da lag der alte Kriegsmann auf den Knieen, hatte das Gesicht in seinen gefalteten Händen und betete. Nun, da brannte auch mir in der Brust etwas von dem, was die Jünger dort auf dem Wege nach Emmaus empfanden; ich kehre um an mein Klavier und stimme das Lied an: „Ach, bleib mit deiner Gnade" rc. Wie ich das zu Ende gesungen hatte, kommt der Oberst heraus, sagt herzlich: „Nun, ik dank!" fällt mir um den Hals, küßt mich und spricht: „Jesus Christ mit dir! Gott segne!" Wir sagten uns dann gute Nacht, aber mehrere Stunden vergingen, ehe ich einschlafen konnte: es sind mir Weihnachtsstunden gewesen."

Nro. 380.

O Gott, du frommer Gott.

G. Wimmer nennt den 3. Vers dieses Liedes: „Hilf, daß ich rede stets" rc. „des Christen Mundschloß und geistlichen Zungenarzt," weßhalb auch ein Kaufmann in Breslau, der oft Ursache hatte, die Behendigkeit seiner Zunge zu beklagen, sich entschloß, das schmeichelnde Glas aus seinem Taschenspiegel herauszunehmen und an die Stelle des Glases ein Blättchen mit jenem Verse zu setzen. J. Caspar Schade, der Elias-Prediger in Berlin, Speners Collège an der Nicolaikirche und Verfasser mehrerer geschätzter Lieder, wie: „Ruhe ist das beste Gut" rc. pflegte jedesmal, wenn er auf die Kanzel stieg, jenen Vers für sich zu beten. Hofprediger Hedinger in Stuttgart gebrauchte ihn zum Schlußgebete,

als er am 13. August 1699 mit großer Kraft und Freimüthigkeit seine Antrittspredigt allda gehalten hatte. Der ehrwürdige J. Albrecht Bengel schloß damit am 19. October 1749 seine Abschiedspredigt zu Herbrechtingen, indem er jedoch anstatt der letzten Worte: „ohn' Verdruß" sagte: „zum Beschluß." — Ein wackerer Schullehrer, Israel Hartmann, später Lehrer am Waisenhause in Ludwigsburg bei Stuttgart, der seine Kinder mit frommem Ernst und Eifer unterrichtete, und auf Zucht und Ordnung auch außer der Schule hielt, wurde deßhalb 1743 von einigen Vätern bei dem Schulvisitator verklagt, der eben seine Schule besucht hatte. Aufgefordert vor diesem zu erscheinen, betete der fromme Mann noch halblaut vor der Thür die beiden Verse: „Hilf, daß ich rede stets" 2c. und „Findt sich Gefährlichkeit" 2c. Und siehe, der Visitator empfing ihn sehr freundlich und sagte: „Ich wünschte, daß aller Orten in meiner Diöcese solche Klage geführt würde, wie die, welche gegen Sie erhoben wurde."

Am 5. December 1757 war die Schlacht bei dem Dorfe Leuthen in Schlesien. Alles war bei beiden Heeren verschieden. Die Preußen waren 30,000, die Oestreicher 90,000 Mann stark. Die letzteren voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr colossales Bündniß und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die ersteren aber voll Zuversicht auf Gott und ihren König. Bei der einen Armee herrschte Ueberfluß; bei der andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die Oestreicher hatten lange Ruhe genossen, die Preußen hingegen waren von einem langen Marsche abgemattet. Dennoch erlangten die Preußen den Sieg, aber sie hatten auch zur Weihe des Tages, während sie den Marsch antraten, einen feierlichen Morgensegen angestimmt. Sie sangen aus dem schönen geistlichen Liede: „O Gott, du frommer Gott!" mit Feldmusik den zweiten

Vers: „Gib, daß ich thu mit Fleiß" ꝛc. Ein Commandeur fragte, ob die Soldaten schweigen sollten? „Nein," versetzte der König, „lasse Er das, mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen." Und er hatte Recht. An dem einen Tage verloren die Oestreicher 27,000 Mann, 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen, während der Gesammtverlust der Prrußen nur 6000 betrug. Und wie die Soldaten der preußischen Armee den Morgen des glorreichen Tages mit unverzagtem Hinaufblicke zu dem begonnen hatten, der Sieg oder Verderben verleiht, so beschlossen sie den Tag auch mit gemeinsamem Dankgebete.

Nr. 391.

Urquell aller Seligkeiten.

Ist eine Umarbeitung des schönen Gebetsliedes, das Schubart während seiner Gefangenschaft auf Hohenasberg um 1783 dichtete, nachdem er von seinem Weltsinn sich zum Herrn bekehrt hatte. Ergreifend ist es, ihn in solcher harten Bedrängniß in stillem, geduldigem Harren Gottes Willen sich fügen zu sehen! rührend ist es, ihn um Feindesliebe bitten zu hören, wenn man erwägt, wie er, indem er also betet, durch seinen Landesfürsten, Herzog Karl Eugen, der ihm persönlich feind war, schon eine lange Reihe von Jahren hart gefangen gehalten ist, ohne je verhört oder über den Grund solcher tyrannischen Behandlung belehrt zu sein.

Das Original ist ungleich schöner; so kommen z. B. nach Vers 1 folgende Verse: „Nicht um frische Lebensfluthen, sie in Thränen wegzubluten, nicht um längres Leben fleht dich mein klagendes Gebet. — Nicht nach Freiheit will ich schreien, Engel würden mir's verzeihen, wenn ich mit gebognem Knie jammernd „Freiheit, Freiheit" schrie." — Dem Schlusse gehen nachfolgende Verse hinzu: „Willst du, Herr, von meinem Leben, diese Seligkeit mir geben, so wird meine Kerkernacht mir

zum Paradies gemacht. — Immer will ich beten, ringen, in den Banden danken, singen, harren, bis es dir gefällt, mich zu holen aus der Welt."

Nr. 392.

Herr Gott, dich loben wir.

Bei der Rückkehr des Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, als er im Jahre 1552 aus seiner Gefangenschaft, in welcher er wegen des Bekenntnisses des Evangeliums 5 Jahre verbleiben mußte, in Koburg ankam, gingen die Geistlichen, der Rath, die Schulen und die Bürgerschaft, wie auch Knaben und Jungfrauen, dem frommen Fürsten entgegen. Als sie denselben erblickten, sangen sie: „Herr Gott, dich loben wir." Dadurch wurde der Churfürst so gerührt, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte und sagte zu dem bei ihm auf dem Wagen sitzenden Bischof zu Naumburg, Nikolaus von Amsdorf: „Was bin ich sterblicher und sündiger Mensch, daß mir solche Ehre widerfahren soll?" Worauf der Bischof ihm geantwortet: „Seine fürstliche Gnaden sollen zufrieden sein, dies wäre, bei dieser irdischen Stadt, nur der Anfang; wenn Sie aber, und wir Alle, dermaleinst zur Stadt Gottes und zur Stätte der Ewigkeit gelangten, würde es Alles noch viel herrlicher und weit besser werden."

Auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg wurde 15. Februar 1763 durch einen Friedensschluß der siebenjährige Krieg beendigt. Sieggekrönt kehrte Friedrich der Große zur Freude seiner Unterthanen in seine Staaten zurück. Die Berliner wollten ihn bei seiner Heimkehr festlich empfangen, aber er, der den Prunk nicht liebte, traf erst den 30. März spät Abends in seiner Hauptstadt ein und eilte bald darauf nach Charlottenburg. Hierher beschied er seine Sänger und Musiker und befahl, zu einer gewissen Stunde das Loblied: „Herr Gott, dich loben wir"

in der Schloßkirche anzustimmen. Man bat sich Aufschub, um die von den Russen stark beschädigte Orgel wieder in brauchbaren Stand zu setzen; doch wollte der König die Aufführung sogleich haben, mit Hinweglassung der Orgel. Man gehorchte und glaubte, es werde der ganze Hofstaat erscheinen. Aber nein, der König kommt ganz allein, setzt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Und als nun mit durchdringender Kraft das Loblied ertönt, da sinkt der große Fürst auf seine Kniee, Thränen rollen ihm über die Wangen, und er bringt dem allmächtigen Gott seinen stillen Dank für die überschwängliche Hülfe und Gnade in dem schweren Kampfe, der nun so herrlich und glücklich beendigt war. Kein Auge in der Kirche blieb trocken, und Jeder betete in der Stille mit, Gott lobend und dankend für seine Wunderthat und Gnad.

Als der Churfürst zu Sachsen, Johann Friedrich, im Jahre 1547 bei Mühlberg von Kaiser Karl V. war geschlagen und gefangen worden, haben die Dompfaffen zu Meißen vor Freuden alle Glocken geläutet und das **Te Deum laudamus** gesungen; auch die große Orgel und alle musikalischen Instrumente hören lassen. Aber noch an demselben Tage, als den 27. April Abends 5 Uhr, schlug der Blitz in die 3 Spitzen der Domkirche, darüber das Gebäude, Glocken, Orgeln und alle Instrumente in Asche gelegt wurden.

Als Christoph Columbus am 12. October 1492 die erste Insel von Amerika entdeckte, stimmten die Schiffsleute das Lied an: „Herr Gott, dich loben wir."

Als die Reformation zu Luthers Zeit unglaublich schnell in ihren Wirkungen fortschritt, ließen es die Gegner derselben nicht an Versuchen aller Art fehlen, sie zu unterdrücken. Die ersteren bestanden in Schmä-

hungen und Verläumdungen gegen den Charakter und in groben Verdrehungen der Lehre der Reformatoren. Von Rom aus ergingen Verbote gegen alle Schriften, die nur von fern der neuen Lehre günstig schienen. Endlich aber griff man zu Feuer und Schwert. Kaiser Karl V. war der Erste, der auf den Rath eines Aleander und Hogstraten das Blut der Anhänger Luthers vergoß. Die Anzahl der auf seinen Befehl wegen der Religion in den Niederlanden durch Schwert und Strang, Feuer und Wasser hingerichteten Schlachtopfer wird auf 50,000 geschätzt. In dem ersten Edict, das er in den Niederlanden gegen Luther publiciren ließ (1521), wird er ein verkleideter Teufel genannt. Die Inquisition wurde eingeführt. Auf Scheiterhaufen und Blutgerüsten bluteten dem Glauben Opfer auf Opfer. Die ersten Märtyrer dieser fanatischen Wuth in den Niederlanden waren Heinrich Voes und Johann Esch, zwei junge Augustiner, welche der dominikanische Ketzerrichter Jacob Hogstraten 1523 am 1. Juli zu Brüssel lebendig verbrennen ließ. Mit außerordentlicher Heiterkeit und Bescheidenheit erlitten sie ohne einiges Zittern den fürchterlichen Tod, sangen in den Flammen das Te Deum laudamus (Herr Gott, dich loben wir) und den christlichen Glauben, und Einer, als man das Feuer anzündete, sagte: „Mir ist, als würden mir Rosen untergelegt!“ Diese Hinrichtung machte gegen die Ketzerrichter den widrigsten Eindruck bei dem Volke. Lieber wollten diese Jünglinge den grausamsten Tod erdulden, als gegen ihre Ueberzeugung zu sprechen, und starben mit einem so freudigen Heldenmuthe, daß die erstaunten Zuschauer für eine Religion die höchste Achtung gewannen, die ihre Bekenner so sehr, selbst im Tode, getrost machte.

Luther gab einst in einem Briefe einem Traurigen diesen Rath: „Lieber Matthia, wenn ihr traurig seid und will überhand nehmen, so sprecht: Auf! ich muß

unserm Herrn Christo ein Lied schlagen auf der Orgel, es sei: Herr Gott, dich loben wir; denn die Schrift lehret mich, er höre gern fröhlichen Gesang und Saitenspiel, und greifet frisch an das Klavier, singet drein, bis die Gedanken vergehen, wie David und Elisäus thaten; kommt der Teufel wieder, so wehret euch frisch und sprecht: Aus Teufel! Ich muß anjetzo meinem Herrn Jesu singen und spielen."

Als der Bischof Joh. Fischer zu Rochester in England, der in die Verstoßung der Königin Katharine von England nicht willigen wollte und deßhalb enthauptet wurde, am 25. Januar 1535 zum Richtplatz geführt wurde, warf er, da er denselben von Weitem sah, seinen Stab, an dem Alters halber er sich stützte, freudig weg mit den Worten: „Ei wohl, ihr Füße, thut, was euch zukommt, ist doch die Reise nunmehr auf Weniges vollendet." Darauf sang er mit aufgehobenen Händen: „Herr Gott, dich loben wir," und ging also getrost dem Tode entgegen.

Als Kaiser Karl der Große den Pabst Leo III. wider seine Feinde in seine Rechte wieder eingesetzt hatte, und dieser ihm am Christfeste des Jahres 800 dafür, wie von Gott begeistert, die römische Kaiserkrone auf sein königliches Haupt gesetzt hatte, wobei alles Volk rief: „Heil und Segen dem von Gott gekrönten Carolus Augustus," sang die ganze Gemeinde diesen Hymnus, und Karl sang mit. Von da an ward er bei jeder Krönung eines deutschen Kaisers angestimmt und wurde so überhaupt der Krönungspsalm. Auch bei jeder Kirchenversammlung wurde er als Festpsalm gebraucht. Wo ein Friedens- und Siegesfest oder ein Dankfest für überstandene Noth gefeiert wurde, hatte er das Fest zu verherrlichen.

Im Jahre 1634 standen bei Liegnitz die sächsischen Truppen unter dem General Arnheim den Kaiserlichen gegenüber. Nach den ersten Kanonenschüssen ertönten auf einmal alle Trompeten, die Reiter stiegen von den Pferden, und das ganze sächsische Heer verrichtete ein gemeinsames Morgengebet. Darauf warfen sie sich sämmtlich auf ihre Kniee und sangen den vierten und fünften Vers aus unserm Liede wie aus Einem Munde. Darauf sind sie fröhlich ins Feuer gegangen und der Herr hat ihnen den Sieg verliehen.

Nro. 395.

Nun lob, mein Seel, den Herren.

Als im 30jährigen Kriege die Stadt Augsburg in die Hände der Katholischen gekommen war, so ließ Gustav Adolf, nachdem er die Stadt eingenommen, den evangelischen Gottesdienst wieder herstellen, wozu er dieses Lied singen ließ. — Der fromme Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, der katholisch geworden war und durch den treuen Prediger A. H. Francke wieder zur lutherischen Confession zurückgebracht wurde, sang, als er zum Zeichen seines Rücktrittes das heil. Abendmahl genoß, den 13. October 1718 dieses Lied mit thränenden Augen und demüthigen Geberden. — Christian III. und sein Sohn Friedrich II. von Dänemark sind über dem Singen dieses Liedes verstorben, und haben außerdem viele fromme Männer und Frauen sich daran erquickt. Seit 1723 singen die Hindu in Ostindien es in malabarischer Zunge.

Ein Prediger hatte ein vornehmes Brautpaar getraut. Nach dem Hochzeitsmahl drang man in ihn, er solle den Hochzeitstanz eröffnen. Als er dem starken Drängen nicht länger widerstehen konnte, rief er aus: „Nun denn, so soll es sein, so will ich auch.“ Darauf ergriff er sein Weib bei der Hand und verlangte, die Musikanten

sollen die Melodie spielen: „Nun lob, mein Seel,“ 2c. Dies geschah, und er ging fröhlichen Herzens mit seiner Frau im Saale auf und ab und sang das Lied dazu, bis es zu Ende war. Dann sprach er zu den Gästen: „So, nun habe ich nach meiner Art getanzt, wie ich konnte. Es tanze jetzt auch, wer kann und will.“ So konnte oder wollte Keiner tanzen, und es unterblieb darum ganz.

Als am 25. October 1648 nach 30jährigem blutigen Kampfe der Friedensschluß zu Osnabrück in Westphalen bekannt gemacht wurde, stimmte Alles mit vollem und gerührtem Herzen ein, als vom schönen Moritzthurme herab die Weise dieses Liedes mit Posaunenschall geblasen wurde.

Nro. 399.

Nun laßt uns Gott dem Herren.

Das Lied ist eine dankende Aufzählung der göttlichen Wohlthaten. Es war Herzogs Johann Friedrich II. zu Sachsen Danklied nach dem Tische, daher es auch seinen Namen trägt.

Als man im Jahre 1630 am 25. bis 27. Juni das erste Jubelfest der Augsburgischen Confession feierte, verordnete der Kurfürst Johann Georg I., daß in Sachsen obiges Lied in allen Kirchen nach dem: „Herr Gott, dich loben wir“ gesungen werden sollte.

Nro. 400.

Nun danket Alle Gott.

Das Lied ist nach einer drangsalvollen Zeit aus dem Herzen eines Knechtes Gottes gequollen. Es ist nicht gedacht und gedichtet, sondern gelobt und erlebt, — ein hoher Vorzug, der manchem neuen Liede in der That abgeht. Blicken wir auf die Verhältnisse, in denen

M. Martin Rinkart, der Verfasser dieses Liedes, lebte. Am 23. April 1586 zu Eilenburg geboren und von seinem Vater nach altväterlicher Sitte im Glauben und Gebet erzogen, besuchte er die Schule seiner Vaterstadt, und nachdem er sich nicht geringe Kenntnisse gesammelt, bezog er im Jahre 1601 als fünfzehnjähriger Jüngling die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Hier erwarb er sich seinen Unterhalt durch musikalische Fertigkeit, welche er dem Unterrichte des Eilenburger Cantors Georg Uhlemann zu verdanken hatte. Im Jahre 1610 wurde er Cantor an der St. Nicolaikirche zu Eisleben und nach Verlauf eines Jahres Diakonus daselbst. Von dieser Stelle wurde er 1613 zum Pfarramte in Erdeborn im Mansfeldischen berufen. Als er sofort 1617 eine Reise in seine Vaterstadt machte, trug man ihm das damals gerade erledigte Archidiakonat, um das er sich früher vergeblich beworben hatte, nun freiwillig an. Am 29. November 1617 trat er dieses Amt an. Aber welche Drangsale mußten hier an ihm vorübergehen, ehe er sein Danklied, das wahrscheinlich aus dem Jahre 1644 stammt, singen konnte. Er sah die Schrecknisse des 30jährigen Kriegs, der wie ein gewappneter Mann mit verheerendem Fußtritte damals durch ganz Deutschland zog. Er fühlte die aus dem wilden Kriege entstandene und durch Mißwachs gesteigerte Theuerung. Er sah 1637 zu Eilenburg an Einem Tage 40—50 und im ganzen Jahre 4480 Einheimische und an 4000 hierher geflüchtete Fremde sterben. Er selbst besorgte dies Amt in zwei Kirchspielen. Er war Zeuge von der schrecklichen Hungersnoth, in welcher der Leipziger Scheffel 10 Thlr. galt. Er sah, wie 2 — 3000 Personen vor dem Hause eines Bäckers, wenn er gebacken hatte, beinahe sich erdrückten; wie die Armen, die endlich einen Bissen Brod errungen hatten, vermittelst desselben einen Hund oder eine Katze zu fangen suchten, um sich vom Hungertod zu retten; wie oft 20—30 Menschen einem

solchen Thiere nachliefen und um eine aus der Luft fallende Krähe sich todt schlugen. Er sah die brennenden Feuer um den Stadtgraben, bei welchen an hölzernen Spießen die Hungernden ein Aas brieten, wie das arme Volk vom Morgen bis zum Abend in Düngerhaufen wühlend, herzzerbrechendes Klagegeschrei erhob, und hier Einer um ein Krümchen Brod, dort ein Anderer um einen Trunk Wasser um Gottes Willen flehte. O, durch wie viel Jammer und Noth mußte er gehen! Als aber die Noth und der Jammer vorüber war, da hat er aus dem Herzen gesungen: „Nun danket Alle Gott!"

Gleich nach der siegreichen Schlacht von Roßbach (5. November 1757) brach Friedrich II. mit seinem muthigen Heere nach Schlesien auf, wo seine Gegenwart dringend nothwendig wurde, denn am 11. November war Schweidnitz von dem östreichischen General Nadasdy erobert, am 22. desselben Monats das preußische Corps unter dem Herzoge von Bevern von dem dreifach überlegenen kaiserlichen Heere bei Breslau geschlagen, und in Folge dessen diese Stadt mit ihren bis zum Ueberfluß gefüllten Magazinen und Zeughäusern übergeben worden. Schon am 2. December traf der König mit nur 12,600 Mann bei Parchwitz ein, woselbst er sich mit den Trümmern des Bevern'schen Corps unter Ziethen, 16,000 Mann, vereinigte. Den Oestreichern erschien seine Ankunft so wenig furchtbar, daß sie sein kleines Häufchen spottweise die Berliner Wachtparade nannten.

Nachdem Friedrich II. seinen Generälen und Stabsoffizieren seine mißliche Lage in einer feurigen Rede vorgestellt, sie zum muthigen Kampfe ermahnt und mit den Worten entlassen hatte: „Nun leben Sie wohl, meine Herren! In Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!" brach er am 4. December von Parchwitz auf. Am nächsten Morgen

erblickte man den Feind in der Gegend des Dorfes Leuthen, seine Schlachtordnung nahm beinahe eine deutsche Meile ein; er war etwa 80,000 Mann stark. Friedrich gab den Befehl zum Angriff, sprengte an den Reihen seiner Krieger hinunter und rief den sich entfaltenden Schlachthaufen zu: „Nun, Kinder, frisch heran! In Gottes Namen!“ „„In Gottes Namen!““ hallte es wieder von Glied zu Glied, und in drei Stunden (von eins bis vier Uhr) war der vollständigste Sieg erfochten, beinahe das ganze feindliche Geschütz, 117 Kanonen, erbeutet, und 21,000 Mann wurden gefangen. Die einbrechende Nacht begünstigte die Flucht der Oestreicher. Der König, von einiger Kavallerie und einer Anzahl Grenadiere begleitet, folgte dem Feinde nach Lissa. Nur weniger Schüsse bedurfte es, um sich hier den Eingang zu verschaffen und die Oestreicher zu verscheuchen. Als aber bei der preußischen Armee von Neuem Flintenfeuer und Kanonendonner gehört wurde, brach Alles, ohne einen ausdrücklichen Befehl dazu erhalten zu haben, nach Lissa auf; Keiner wollte zurückbleiben. „Dieser Marsch geschah — so erzählt ein Augenzeuge — mit einer Stille, die nur das Bewußtsein, diesen blutigen Tag überlebt zu haben, dem Nachdenkenden einflößen konnte. Plötzlich aber unterbrach solche ein Grenadier, indem er das bekannte Lied: „Nun danket Alle Gott!“ anstimmte. Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, fühlte sich jetzt Jeder zum Danke gegen die Vorsehung für die Erhaltung hingerissen, und mehr als 25,000 Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben und das Grausen eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann. Selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem Wehklagen erfüllt hatten,

vergaßen auf einige Minuten ihren Schmerz, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen.“ Der König selbst sagte bei dieser Gelegenheit: „Mein Gott, welch eine Kraft der Religion!“

(Aus einem Stuttgarter Briefe vom 29. Juli 1817.)

Gestern wurde hier der erste Wagen neuer Roggen eingebracht. 1800 Schulkinder waren ihm bis an's Thor entgegen gegangen und geleiteten den festlich mit Blumen bekränzten Wagen durch die Hauptstraßen der Stadt mit Musik und Lobgesängen und unter dem Geläute aller Glocken bis auf den Platz zwischen der Stiftskirche und dem alten Schlosse. — Hier nahm die gesammte Geistlichkeit und der Magistrat den Wagen in Empfang, während von den 1800 Kindern das: „Nun danket Alle Gott!“ gesungen wurde. Feierlicher Gottesdienst in allen Hauptkirchen beschloß diese Handlung, wobei reichliche Opfer für die Armen fielen. — Große Rührung brachte dieses, für die Bewohner unserer Stadt neue, Fest hervor. Inniger Dank gegen Gott, der nach langen Kriegsjahren nun auch diesen an Hungersnoth grenzenden Mangel vorüberführt, und der heiße Wunsch, daß wir solche Jahre nie wieder erleben mögen, erfüllten jede Brust.

Im Jahre 1834 waren die unermüdlichen Bemühungen des edlen Wilberforce endlich mit Erfolg gekrönt worden: das englische Parlament befahl die Freilassung von 800,000 Negersklaven; am 1. August dieses Jahres sollten alle frei sein. Abends zuvor versammelte nun der Missionar John auf Antigua die christlichen Negersklaven und predigte ihnen über die Worte: „Ihr seid nicht euer selbst, ihr seid theuer erkauft.“ Gegen Mitternacht knieten Alle nieder zu brünstigem Gebet. Und als dann die Uhr 12 schlug und damit die Freiheitsstunde der Schwarzen anbrach, da hoben sie ihre Stimme zum

Himmel empor und sangen laut miteinander: „Nun danket Alle Gott;" der Herr aber ließ auch seine Stimme vernehmen und sprach im Donner sein Amen dazu.

Zu Bertholsdorf ließ sich im August 1792 der alte ehrwürdige 88jährige Bischof Spangenberg, der wegen körperlicher Leiden Tag und Nacht auf einem Stuhle sitzen mußte, einige Wochen vor seinem Tode auf einem Stuhle in das herrschaftliche Weizenfeld hinaustragen. Nachdem die Menge der Schnitter einen Kreis um ihn gebildet hatte, hielt er eine herzliche Anrede an sie und erzählte ihnen, wie er ehedem in Nordamerika mit seinen Brüdern die Feldfrüchte mit Gesang eingesammelt habe, und ermunterte sie sodann, Gott für den reichen Erntesegen zu danken und ihre Arbeit dabei tröstlich und getreu zu verrichten. Nach dieser Rede stimmte er mit ihnen „Nun danket Alle Gott" an, ließ hierauf Speise und Trank unter sie vertheilen und ertheilte ihnen zuletzt seinen Segen, so daß sie sich nicht der Thränen enthalten konnten. Er aber kehrte in seine Krankenstube zurück, die er dann erst wieder verließ, als er selbst zur großen Ernte eingesammelt werden sollte, um das ewige Loblied zu singen.

Nr. 402.

Sollt' ich meinem Gott nicht singen.

Eins der schönsten Lieder Paul Gerhardt's. Gabriel Wimmer sagt in einer über dieses Lied besonders geschriebenen Schrift: „Es ist gewiß eins von den besten Gerhardt'schen Liedern; es machet das Herz eines andächtigen Sängers mitten in allem Kreuz fröhlich und getrost, führet ihm die Hauptwohlthaten Gottes ordentlich zu Gemüthe und erinnert ihn zuletzt seiner schuldigen Gegenliebe, ist also gleichsam ein Uhrwerk, das da helle schläget, richtig weiset und deutlich wecket." Dr. Treuer sagt in seiner Ausgabe von Gerhardt's Liedern:

„Die schweren Trübsalen, in die er gerathen, hätten ihn wohl eher zum Heulen als zum Singen bringen mögen. Allein wie er in seinem Leiden guten Muths gewesen, also hat er bei dem guten Muth den Befehl beobachtet, Jak. 5, 13: Ist Jemand guten Muths, so singe er Psalmen. Hiernächst so sind ihm seine Reimen nicht nur von den Lippen, sondern auch aus seinem Herzen geflossen. Nicht minder ist offenbar, daß obwohl er mit diesen Psalmen den Glauben und die Freude seines Herzens gestärkt, er dennoch denselben nicht sowohl zum Glauben und Freude seines Herzens, als aus sothanem Glauben und Freude gestellet und gesungen hat. Woher dann geschieht, daß, wie er von Herzen gegangen, also derselbe auch wieder zu Herzen gehen und ein Feuer in der Seele anzünden könne.“

Für Letzteres zeugt auch folgende Geschichte: Unter der Regierung des Herzogs Karl von Würtemberg ward ein in guten Ehren stehender Mann einst durch Hofränke seines Amtes entsetzt und verlor sein Brod, so daß er genöthigt war, in seinen Geburtsort, ein kleines Dörflein, sich zurückzuziehen und dort endlich gar das Amt eines Nachtwächters zu übernehmen, um sich nur durchzubringen. Da rief er nun bei jeder Stunde, die er des Nachts als Wächter zu rufen hatte, jedesmal noch nach dem gewöhnlichen Stundenruf den Refrain dieses Liedes: „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit“ ꝛc. Diese Worte waren sein Stecken und sein Stab, an dem er sich festhielt in seinem Jammer und Unglück, und so tröstete er sich allezeit damit, daß Gottes Lieb in Ewigkeit währe. So hatte er es nun schon manches Jahr so getrieben, da übernachtete einstmals in seinem Dorfe ein hochgestellter herzoglicher Beamte. Als der den Nachtwächter so rufen hört jede Stunde, fiel es ihm auf, und er fragte nach der Person dieses Nachtwächters; nachdem er Alles über denselben

wohl erkundet hatte, hinterbrachte er die ganze Sache dem Herzog. Dieser, gerührt durch diesen Vorgang, gab dem Manne, der sein Vertrauen auf Gottes Liebe gesetzt, wieder Amt und Brod. Da hatte der Winter nun für ihn ausgeschneiet, und es trat der schöne Sommer ein. Zeitlebens sang er nun zu seinem Morgengebet voll herzlichen Dankes: „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit."

Nr. 407.

Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut.

Einst befand sich der fromme Nachtwächter Mende vor dem Fenster eines Hauses, in welchem ein armer Weber wohnte, dem das sechste Kind geboren wurde. Beide christliche Eheleute waren dankbar für die göttliche Durchhilfe, als die Frau doch ihre Besorgnisse ausdrückte wegen des äußeren Durchkommens. Der Ehemann suchte sie zu beruhigen. Mende wußte von dem Vorgefallenen nichts, war aber in seinem Gesange des Liedes: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut ꝛc. so weit gekommen, daß er gerade vor diesem Fenster den dritten Vers anstimmte: „Was unser Gott geschaffen hat" ꝛc. Das arme Ehepaar wurde so sehr durch diesen Gesang erquickt, daß der Vater des Neugeborenen am andern Morgen zum alten Mende ging, um ihm zu danken für den Trost, den er ihnen in verwichener Nacht gebracht habe, und wodurch auch seine bekümmerte Frau bis zur Freudigkeit getröstet und gestärkt worden.

Während des 7jährigen Krieges flüchtete der Prediger Schlipalius in Dresden mit den Seinen in den Keller aus Furcht vor den Bomben, die häufig fielen. Da bringt man ihm die Nachricht, sein Haus stehe in Flammen und das Feuer schlage aus der Studirstube heraus. Schlipalius antwortete: „Wir müssen Gott auch im Feuer loben; der Herr hat's gegeben, der Herr hat's

genommen, sein Name sei gelobet." Darauf fiel er mit Allen, die im Keller waren, auf die Kniee und sang, während es über ihm brannte: „So kommet vor sein Angesicht." Dann sprach er: „Kinder, zum Seligwerden braucht ihr dies nicht, was der Herr euch jetzt durch's Feuer nimmt; wir müssen ja ohnehin als die allergrößten Bettler aus lauter Gnaden allein um Jesu Blutes und Todes willen selig werden. Wie er euch wird durchbringen, das wird er wissen." Und er hat's gewußt und hat's auch gethan.

Die Wahrheit des vierten Verses unseres Liedes erfuhr einmal Jacob Häuser im engsten Sinn der Worte, da er in einer nahen Todesgefahr war. Die Geschichte ward ihm für sein ganzes Leben ein unvergeßlicher, felsenfester Beweis der Wahrheit: daß Gott in Christo immer bei den Seinen sei, bis an der Welt Ende.

Häuser kam auf einer seiner Handelsreisen spät Abends in ein Wirthshaus, das mitten im waldigen Gebirge lag. Es war damals, bei eben beendigtem Kriege fast allgemein sehr unsicher auf den Landstraßen, am meisten aber in jener Gegend, welche ein Sammelplatz von verdächtigem Gesindel und Räuberbanden war. Häuser reiste in Gesellschaft von noch zwei andern Männern, und so zu Dreien, am meisten im Vertrauen auf Gottes Schutz und Beistand, wollten sie es doch lieber wagen, die Nacht in diesem freilich sehr unheimlich gelegenen Hause zuzubringen, als bei spätem Abende dem kalten Herbstregen mitten im wüsten Walde entgegengehen. Ohnehin hatte sie der schlechte Weg so aufgehalten und ermüdet, daß die Füße nicht mehr weiter wollten. Gleich beim Hineintreten in das Haus bemerkten unsere drei Reisenden, daß sie hier alle Ursache hätten, Schlimmes zu befürchten und deßhalb sehr auf ihrer Hut zu sein.

Die müden Fußgänger begehren, daß man ihnen ein Schlafzimmer anweise. Man führt sie in eine Dach-

kammer, so verfallen, so unreinlich, als sei sie nicht zum Aufenthalt für lebende Menschen bestimmt. Da liegt Stroh, auf das mögen die Reisenden sich legen. Jetzt, da die drei allein sind, theilt Häuser den beiden Gefährten alle seine Besorgnisse mit und befestigt mit ihrer Hülfe, so gut es gehen will, von innen die schlecht verwahrte Thür. Die beiden Gefährten meinen, hinter einer so fest verrammelten Thür sei jetzt Sicherheit genug, legen sich ruhig auf das Lager von Stroh und schlafen, müde wie sie sind, fast augenblicklich ein. Häuser aber wendet Angesicht und Herz aus der Dunkelheit und Unsicherheit zu dem, in welchem keine Finsterniß ist, zu Israels Schutz und Trost. Um seine Bewahrung und Hülfe, um seine gnadenreiche Aufsicht in dieser Nacht bittet er inbrünstig, unter seinem Schirm legt er sich endlich zu seinen beiden Gefährten auf's Strohlager. Aber er kann nicht einschlafen, und jede Neigung zum Schlafe vergeht ihm vollends, da er um Mitternacht das Getümmel von neu ankommenden Gästen hört, deren wüstes Geschrei und Toben beim Zechen des Branntweins gar bald verräth, daß sie keine Reisenden sind, welche die Nacht zur Ruhe gebrauchen, sondern Menschen, deren Thun und Treiben mit der Finsterniß befreundet ist, welche daher erst bei Nacht das Lager verlassen, wenn Andere es suchen. Es kommen immer mehrere, das Toben wird immer wilder. Da steht Häuser, dem jetzt die Ueberzeugung immer fester wird, das sei keine eingebildete, sondern wirkliche Gefahr, vom Lager wieder auf und kniet neben demselben wieder hin. „Soll ich hier, so betet er, von Mörderhänden sterben, so geschehe dein Wille. Ich habe alle Schmerzen des Leibes mit meinen Sünden verdient. Sei und bleibe du mir nur ein gnädiger Gott, und nimm meine Seele mit Erbarmen an!“ Nachdem er sich so mit Leib und Seele ganz in Gottes Willen ergeben, sich in Gottes treue Hand gelegt und nun auf Alles gefaßt ist, wird, so erzählt

er von sich selber, sein Muth wie der Muth eines jungen Löwen. Hier sind noch andere Leute zu retten außer dir, denkt er. „Auf, ihr Männer!" so ruft er seinen Reisegefährten zu, „es ist jetzt nicht Zeit zu schlafen, sondern zu wachen, die Angst und Gefahr sind da." Die Beiden fahren auf und erkennen bald, daß die Gefahr wirklich da sei. Aus dem untern Zimmer und der Hausflur kommt die wüste Schaar zur Treppe hinauf und gerade auf ihre Kammer zu. Der Wirth, den die rohe Stimme und Rede kenntlich machte, will die Thüre aufreißen, findet sie aber von innen verrammelt. Mit furchtbarem Drohen und Fluchen verlangt er, man solle aufthun; Häuser mit fester, männlicher Stimme antwortet: für diese Nacht gehöre das Zimmer ihm und seinen Gefährten, sie würden nicht eher aufthun, als am Morgen. Da verdoppelten die von außen ihre Anstrengungen, die Thür aufzureißen; den Dreien aber stärkt Gott die Kräfte, daß sie alle jene Mühe vereiteln. Endlich bricht der Wirth in unbändige Wuth aus, er schreit, man solle die Holzaxt bringen, da wolle er mit diesen armseligen Kerlen bald fertig werden. Nun war Menschenhülfe aus, denn schon hört man die Füße dessen, der die Axt bringt, auf der Treppe. Häuser betet noch einmal seinen Gefährten das Gebet des Glaubens und des Heldenmuths, der nicht mehr will, als was Gott will, vor, das Gebet der gänzlichen, freudigen Ergebung in den Willen des Herrn, wobei das Menschliche im Menschen ganz zurücktritt, und das Göttliche, wunderbar und allmächtig, tritt statt seiner hervor: um Hülfe in der Noth.

Und diese Hülfe war schon vor der Thür. Die hellen Töne eines Posthornes und das Klatschen der Peitsche kündigen eine Extrapost an, welche sich von der Hauptstraße verirrt hat und den von dem schlechten Wege ermüdeten Pferden hier einige Stunden Ruhe verschaffen will. Ein böses Gewissen ist leicht erschreckt.

Der mit dem Beile kehrt schnell auf halber Treppe um, der laut tobende Wirth verstummt, spricht einige halblaute Worte zu seinen Gesellen und geht dann auch hinunter. Das wilde Gesindel schleicht sich nach einiger Zeit dem Wirthe nach, zur Treppe hinab und zur Hinterthüre hinaus. Die drei geängsteten Männer waren durch die Ankunft der wohlbewaffneten Fremden gerettet und eilten mit Tagesgrauen zu dem verdächtigen Hause und Walde hinaus. Als sie im Freien waren, stimmten sie den obenstehenden Vers an: „Ich rief zum Herrn in meiner Noth."

Nro. 410.

Lobe den Herren, o meine Seele!

Schlipalius, Freitagsprediger zum heiligen Kreuz in Dresden von 1741—1764, steht durch seine Frömmigkeit und gottseligen Schriften jetzt noch in Sachsen in gesegnetem Andenken. Dieser treue Diener des Herrn wurde auf seinem Sterbebette durch den Genuß des heiligen Abendmahls so gestärkt, ermuntert und erquickt, daß er mit lauter und fröhlicher Stimme sein altes Lieblingslied sang und die größte Freude aussprach, Gott nun bald vollkommen loben zu dürfen.

Dieses herrliche Lied, so erzählt Gotthilf Heinrich von Schubert, ist mir einmal auf einer meiner Reisen zur großen Stärkung und Aufmunterung gewesen. Dies war in der berühmten Stadt Bologna in Italien, wo ich mich in großen Sorgen befand. Denn ich hatte in Neapel mit einem Lohnkutscher einen Vertrag geschlossen, daß er mich und meine Frau um einen bestimmten Lohn nach Mailand führen und dabei, wie es dort gewöhnlich ist, die Mahlzeit und das Nachtlager für uns bezahlen solle. Da mich nun der Mann unterwegs darum bat, hatte ich ihm nach und nach, und ehe wir noch halben Wegs waren, die ganze ausbedungene Summe

für uns Beide vorausbezahlt. Da verließ uns auf einmal zu Fano am adriatischen Meere jener Fuhrmann und übergab uns einem andern Lohnfuhrmanne mit dem Versprechen, daß dieser uns vollends bis nach Mailand führen werde. Vor Bologna aber erfuhren wir von diesem zweiten Lohnkutscher, daß er uns nur bis zu dieser Stadt bringen könne, wie wir dann weiter kommen würden, wisse er nicht. Da sagte uns ein Reisegefährte, welcher aus Neapel war, jetzt würden wir wohl um unser vorausbezahltes Kost- und Reisegeld gebracht sein, und Beides von Bologna nach Mailand, welche 133 italienische Meilen von einander entfernt sind, noch einmal bezahlen müssen. Wir hatten aber im gegenwärtigen Augenblicke, weil wir durch einen Diebstahl um einen Theil unserer Baarschaft gekommen waren, kaum noch so viel Geld, um die kleinen Nebenausgaben für Frühstück ꝛc. bis Mailand zu bestreiten. In Bologna hatte ich aber keinen bekannten Menschen, beschloß jedoch einen unbekannten Collegen, wo möglich einen Juristen, aufzusuchen, der mich gegen den zu fürchtenden Betrug der Lohnkutscher schützen könnte. Bei dem Thore der Stadt stieg ich aus und ging dann in einer der Hauptstraßen ganz traurig unter den Säulenhallen hin, bedenkend, daß ich hier in dieser Stadt ein verlassener Fremdling sei. Endlich trat ich am Wege in eine Kirche hinein. Da ich nun hier die Leute so beten sah, fiel mir der Vers ein aus dem Liede: „Lobe den Herren, o meine Seele," welcher endet: „Sein' Aufsicht ist der Fremden Trutz, Wittwen und Waisen hält er Schutz." Du bist hier, dacht' ich, freilich ein verlassener Fremdling, aber sei getrost: sein' Aufsicht ist ja der Fremden Trutz. Da wurde ich wieder ganz freudig. Und bald wurde auch durch eine Fügung, wozu wir keine Menschenhülfe gebraucht hatten, die Sorge gehoben. Es fand sich ein Lohnkutscher, welcher ohnehin eine Herrschaft nach Mailand zu führen hatte, und welcher uns für das

Wenige, das ihm unser Lohnkutscher noch etwa gab und für eine Kleinigkeit, die wir ihm noch versprachen, mitnahm. So hat mich oft ein Vers aus Gottes Worte oder aus einem christlichen Liede, der mir zur rechten Zeit einfiel, getröstet und ermuntert.

Nr. 411.

O, daß ich tausend Zungen hätte.

Dies Lied dichtete Mentzer im Jahre 1704 als Antwort an den Herrn, als ihm sein Haus abgebrannt war.

M. Johann Schlipalius (er war 1741—1764 Prediger in Dresden) rief den letzten Vers unzähligemal auf der Kanzel aus und sagte dazu den Seinigen: „Kinder, gewöhnt euch doch an das herrliche Lob Gottes, das wird ja einmal in der Ewigkeit unsere vornehmste und liebste Verrichtung sein."

Die fromme Gattin des Buchhändlers Friedrich Perthes in Hamburg, eine Tochter des Wandsbecker Boten, Claudius, schrieb einmal ihrer verheiratheten Tochter auf Weihnachten: „Laß uns in diesem Augenblick einmal aus Herzensgrund Gott danken und uns, und die uns nahe sind, vertrauensvoll und glaubensvoll in seine Arme legen und fröhlich sein. Lies den Gesang in unser Aller Namen: „O, daß ich tausend Zungen hätte." Er kommt einem recht zur Hülfe, der liebe Gesang, wenn man sich nicht zu helfen weiß." Und als ihr die Geburt ihres ersten Enkels verkündet ward, da begann sie ihren ersten Brief an die Tochter wieder mit den Worten: „O, daß ich tausend Zungen hätte! Ja! Gott helfe mir danken und preisen, daß mein Wunsch und Gebet erhört ist. Ich habe aber von jeher das Gefühl in mir, daß man lange nicht so inbrünstig

danken, wie bitten kann, oder als wenn der Dank immer zu kurz im Vergleich mit der Bitte sei."

Nr. 415.

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr.

Mit diesem rechten Kern- und Kraftliede schloß Spener jeden Sonntag seine Abendandacht, weßhalb man es auch Speners **requiem** nannte. Deßgleichen war es das Lieblingslied einer ganzen Reihe frommer Christen, z. B. des Liederdichters Erasmus Francisci, der Churfürstin Hedwig von Sachsen, des Herzogs Ernst **III.** von Sachsen-Gotha, der es sich 1675 auf seinem Todtenbette zum öftern vorsingen ließ und endlich mit den Worten: „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr; ich bitt, wollst sein von mir nicht fern mit deiner Hülf und Gaben" von dannen schied. — Auch ein Lübecker Kaufmann begehrte, da er sein Ende nahen fühlte, man solle die Stadtmusikanten kommen lassen, daß sie ihm eins aufspielten. Als sie kamen, ließ er sie das Lied: „Herzlich lieb" 2c. spielen, wobei er sich nach der Wand umkehrte. Als nun jene das Lied geendet hatten, fragte ihn seine Hausfrau, ob er noch etwas begehre? Er aber antwortete nicht, sondern war inmitten des Lobgesanges selig heimgefahren. — Herzog Bernhard der Fromme ließ dieses Lied anstimmen, so oft er zum hl. Abendmahl ging, wobei er es dann gar oft unter vielen Thränen und Händeringen zur großen Erbauung aller Anwesenden mitsang. — Der bekannte Gottesgelehrte **Dr.** Johann Schmidt hielt zu Straßburg den 27. August 1658 seine letzte Predigt, die er mit dem letzten Verse unseres Liedes schloß. Die Worte: „Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht" 2c. sprach er mit vieler Rührung und legte dabei seine Hand auf's Herz. Gleich darauf wurde er todt krank und ist also mit diesem schönen Bekenntniß von seiner Gemeinde geschieden. — Gellert sagt von diesem Vers: „Er ist mehr werth, als

ganze Bände neuer Lieder, die kein ander Verdienst haben, als daß sie rein sind." — Ein frommer, rechtschaffener Kaufmann in Augsburg wurde durch den Bankerott eines seiner Handelsfreunde mit seiner zahlreichen Familie in bittere Noth versetzt. Aber er wankte nicht in seinem Glauben. Einmal Sonntags, während er mit den Seinigen in der Kirche war, brachen Diebe in seine Wohnung ein und raubten ihm auch sein Letztes. Sein Weib war untröstlich, aber er seufzte: „In allem Kreuz erhalte mich, daß ich es trag geduldiglich," wodurch er so gestärkt wurde, daß er sofort ausrufen konnte: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet." — Der fromme Herzog August von Braunschweig und Lüneburg (geb. 1578, † 1666), dem man nachrühmt, daß er unter den frommen Fürsten der gelehrteste und unter den gelehrten der frömmste gewesen sei, betete ihn jeden Tag. — Der Superintendent Muthmann ließ, nachdem er über die Engel gepredigt hatte, V. 2 dieses Liedes singen, und wurde sodann, vom Schlage getroffen, für todt aus der Kirche getragen und starb bald darauf.

Nr. 417.

Wie schön leucht uns der Morgenstern.

Im siebenjährigen Kriege jagte ein alter preußischer Husar, als die Feinde ringsumher sengten und brannten, auf den Kirchhof eines Dorfes, band seinen Braunen an die Fensterladen des Küsters und verlangte von ihm den Kirchenschlüssel. Zitternd gehorchte dieser, schloß auf und folgte dem Husar in die Kirche. „Schulmeister, mach Er die Orgel auf und geb Er mir ein Gesangbuch." Mit etwas erleichtertem Herzen setzte sich der Schulmeister an die Orgel. Unterdessen hatte der Husar das Gesangbuch aufgeschlagen und sagte mit milderem Tone: „Wie schön leucht uns der Morgenstern! spiel Er das, lieber Schulmeister, aber so recht fein und ordent-

lich; Er versteht mich ja wohl?" Der Schulmeister spielte, der Husar fiel mit seiner tiefen Baßstimme ein, und die hellen Thränen rannen ihm über den eisgrauen Bart, während der Schulmeister und seine Frau nicht still schwiegen. Nachdem diese drei das ganze Lied ausgesungen hatten, verlangte der Husar zum Gotteskasten, legte ein Achtgroschenstück hinein und gab zwei Achtgroschenstücke dem Schulmeister, und wollte seinen Braunen wieder besteigen, als ihn der Schulmeister fragte, was denn in ihm vorginge. Da erzählte er, er sei mit seinen drei Söhnen über Nacht auf einem verlorenen Posten gewesen, wo rechts und links um ihn her die Feinde gestanden hätten. Da habe er in der gefahrvollen Nacht seiner Söhne wegen geseufzt: „Herr, erhalte uns!" Kaum hatte ich's heraus, als es zu dämmern anfing, und der Morgenstern mir ins Auge blitzte. „Wie schön leucht uns der Morgenstern" fiel mir in dem Augenblicke aus meiner Jugendzeit ein. Und ich rechnete nach, seit wie viel Jahren ich in keine Kirche gekommen, und ich that Gott das Gelübde, wenn ich diesmal davon käme, wieder einmal eine Andacht zu verrichten. Das habe ich denn auch gethan und es ist mir von Herzen gegangen.

Nr. 421.

Meinen Jesum laß ich nicht.

Ein berühmter und um die Kirche hochverdienter Lehrer, der selbst ein hochbegabter Dichter vieler lieblicher Lieder ist, nennt dieses Lied einen seelensüßen Psalm, den viele hundert Kinder Gottes tausend mal tausend sich zur Freude und dem Teufel zum Leide abgesungen. Gelegenheit zur Verfertigung dieses Liedes gab der Churfürst von Sachsen, Johann Georg I., der 1656 starb. Als derselbe bei seinem herannahenden Ende von dem Oberhofprediger Dr. Weller gefragt wurde: „Gedenken Ew. Fürstl. Durchlaucht auch jetzt noch an

das Lied, womit Sie sich im Leben so oft getröstet haben: „Von Gott will ich nicht lassen, denn er läßt nicht von mir," so gab der fromme Fürst zur Antwort: „Glaubet mir nun sicherlich, meinen Jesum laß ich nicht!" Ueber diese Glaubensworte seines sterbenden Landesvaters dichtete nun, wahrscheinlich noch im Jahre 1656, spätestens 1658, der Zittauer Rector M. Christian Keymann dieses Lied, in welchem jedes Anfangswort jeden Verses einen Theil jenes Glaubensspruches: „Meinen Jesum laß ich nicht" bildet, womit auch das Lied beginnt und schließt.

Anfangs der vierziger Jahre waren drei Gelehrte eins geworden, eine Zeitschrift herauszugeben, in welcher bewiesen werden sollte, daß es mit der Bibel nichts sei, und daß das darauf gegründete Christenthum nicht mehr für unsere Zeit passe. Zu dem Ende hatten sie eine Zusammenkunft in D... verabredet. Auf dem Wege dahin mußte der Hauptmann unter ihnen, G..., ein Doctor der Philosophie, durch die Stadt L... reisen, in deren Kirchen einer sich ein berühmtes Altargemälde befindet, das er als ein Liebhaber der schönen Künste bei dieser Gelegenheit nicht ungesehen lassen wollte. Da es jedoch ein Sonntagmorgen war, und es ihm nicht darum zu thun war, eine christliche Predigt zu hören, so wartete er, bis die Leute aus der Kirche gingen. Wohl bemerkte er dann beim Eintritt nicht ohne Befremden, daß noch eine bedeutende Anzahl Personen in den verschiedenen Theilen der Kirche war sitzen geblieben, ließ sich aber dadurch doch nicht abhalten, seine Schritte nach dem berühmten Gemälde zu richten. Schon war er einige Augenblicke in dessen Betrachtung versetzt, als plötzlich über ihm die Orgel ihre Stimme erhob, und die Versammlung, die eben zur Feier des heiligen Abendmahls dageblieben war, ihren Gesang anstimmte. Etwas betroffen horchte er auf und erkannte bald in dem Ge-

sange das ihm noch aus seiner Jugend bekannte Lied: „Meinen Jesum laß ich nicht" 2c. Freilich waren die Töne desselben schon längst nicht mehr in seinen Ohren und noch viel weniger von seinen Lippen erklungen. Allein als so ein Vers nach dem andern an ihm vorübertönte, erwachte doch allmählig in seinem Innern Etwas, wie eine freundliche Erinnerung aus früheren besseren Tagen, so daß er selbst anfing halblaut einzustimmen und bald in vollem Tone mitsang. Doch als nun der letzte Vers kam, wo es nach der neuern Fassung des Liedes heißt: „Wehe dem, der ihn verläßt!" da fällt es wie ein heiliger Schauer über ihn, und es ist ihm, als höre er eine Stimme, die ihm zurufe: „Saul, Saul! was verfolgst du mich?" Tief erschüttert verläßt er die Kirche, und auf dem Wege nach dem Gasthause fällt ihm ein Spruch nach dem andern ein, auch Psalm 1. Auf seinem Zimmer angekommen, läßt er sich vor Allem eine Bibel geben, und indem er aufschlägt, liest er die Stelle Off. 3, 20 ff. Da kann er nicht länger widerstehen und ruft aus der Tiefe seines Herzens: „Ja, Herr, du großer Heiland der Welt, ich will deine Stimme hören." Und während er also spricht und betet in Reue und Demuth zu dem, den er so lange verkannt hatte, wird es ihm heller, stiller und freudiger in seinem Innern; der Friede Gottes kehrte ein in sein Herz, und er fühlte und erkannte, wie das eine Gabe ist viel besser und höher denn Vernunft. — Aus der Zusammenkunft in D... und aus der Zeitschrift, welche das Christenthum und die Bibel abthun sollte, ist aber geworden, was schon geschrieben stehet Hiob 38, 11.

Nr. 422.

O Jesu Christ, mein schönstes Licht.

Dies Lied trägt die Ueberschrift Gerhardts: „Herrn Johann Arndts Gebet um die Liebe Christi;" es ist aus

dem Paradiesgärtlein II., 5, welches Buch Gerhardt immer neben sich liegen gehabt hat. Ph. Fr. Hiller aber wurde dadurch, daß er dieses von Gerhardt in Reime gebrachte Gebet Arndts las, so begeistert, daß er 1729—1731 sämmtliche Gebete des Paradiesgärtleins in Verse brachte, unter welchen Liedern manches sehr schöne gefunden wird.

Sam. Lau, Hofprediger in Wernigerode, ließ sich von diesem Liede die 2 ersten Verse zu seiner Erquickung in der Todesstunde vorsingen und bezeugte dabei: „Ein kostbares Lied von großer Erfahrung.“ Dann fuhr er freudig fort: „Wann ich sterbe, ist an mir kein verdammlich Haar, ich habe gefunden, was mich in dem allerstrengsten Gericht Gottes in die allergrößeste Sicherheit setzt: das ist Jesu Blut und Tod, darauf ich mich verlasse und das mich losgesprochen.“

Nro. 424.

Jesu, meine Freude.

In alten Gesangbüchern ist es überschrieben: „Trotz- und Trostlied der in Gott verliebten Seele.“ 1724 ließ es der russische Czaar Peter der Große, dessen Leiblied es wurde, ins Russische übersetzen. Ph. J. Spener sang es jeden Sonntag nach dem Mittagessen und nannte es „die heilige Jesuslust.“

Die fromme Freiin Maria Elisabeth von Schönberg in Sachsen hatte nach dem Tode ihrer Tochter eine sechsjährige Enkelin Rahel Sophie zu sich genommen, ein auffallend frommes Kind, welches mit seiner Großmutter bald Ein Herz und Eine Seele war. Als die letztere nun starb, und der Prediger Gerber nach 4 Wochen in die Kinderstube trat, sprang das Kind auf ihn zu und bat, wenn sie stürbe, müsse er ihr auch eine Leichenpredigt halten, wie der Großmutter, „Jesu, meine Freude,“

das solle der Leichentext sein, sonst nichts mehr. Darüber ward zwar zuerst gelacht, denn sie sprach es mit fröhlichem Gemüth aus und hüpfte dazu; aber des andern Tages erkrankte das liebe fromme Kind, und da Gerber es auf sein Begehr besuchte, betete es gerade dies Lied und verschied unter dem letzten Vers.

Nro. 427.

Liebe, die du mich zum Bilde.

Unter den Liedern des Angelus Silesius ist wohl das schönste: „Liebe, die du mich zum Bilde.“ Dies Lied sang eines Abends im Jahre 1722 der Missionar Schulz zu Madras. Als er es gesungen hatte, dachte er bei sich selbst: „Siehe, das kannst du nur singen, was können aber die malabarischen Schüler?“ Sogleich setzte er sich hin und versuchte es, einen Vers nach dem andern in die malabarische Sprache zu übersetzen, und hörte nicht eher auf, bis er mit dem ganzen Liede fertig war. Das war Nachts um 2 Uhr. Da dachte er weiter bei sich: „O, mit Gott können wir viel; bei Gott ist nichts unmöglich; er wird ferner helfen.“ Und als er nun erst sah, welche Freude die Malabaren an dem Singen und insonderheit an diesem Liede hatten, fuhr er fort und übersetzte ein Lied nach dem andern, im Ganzen 103, aus denen im Jahre 1723 das erste malabarische Gesangbuch wurde.

In der Grafschaft Mark starb 1783 ein redlicher Christ, Joh. Eberhard Vollmer. Der war seiner Lebtage allezeit ein ehrbarer, treuer Mann gewesen, aber kein erweckter Christ. Einstmals war er in der Kirche und sang: „Liebe, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich.“ Als er das sang, schlug er in sich und sprach: „Da singst du nun und versprichst es, und hast es doch nie gehalten.“ Von Stund an kehrte er um, that gründliche Buße und fand Vergebung seiner

Sünden. Auf seinem Sterbebette aber ließ er sich zum öftern dies Lied vorsingen, welches ihm zum Anfang der Bekehrung geworden war.

Nro. 431.

Schatz über alle Schätze.

Ein redlicher Schulmeister in Niederdeutschland erzählt zu Anfang des Jahres 1760 in einem Briefe an einen Freund folgende liebliche Geschichte: Ein siebenjähriger Knabe, der sich plötzlich gar schwach fühlte, legte sich am hellen Tage zu Bette. Da kam eine Jungfer zu seinen Eltern, die ehrsame Bürgersleute waren, auf Besuch. Die fragte den noch ganz gesund aussehenden Knaben, warum er denn bei hellem Tage zu Bett liege? „Es haben's nicht Alle so gut, daß sie auf dem Bette sterben" — war des Knaben Antwort. Darauf sagte die Jungfer, sie habe ihm etwas Schönes mitgebracht. „Das Schöne möchte ich sehen," erwiderte er, und sie zeigte ihm das mitgebrachte Zucker- und Backwerk. „Sind das die schönen Sachen? Die geb' Sie meiner Schwester" — sagte er mit heiterer Miene, wies dann mit dem Finger in die Höhe und fuhr fort: „Dort, dort sind die edlen Gaben, da mein Hirt, Christus, wird mich ohn' Ende laben." Darauf bat er um ein Gesangbuch und schlug munter das Lied auf: „Schatz über alle Schätze" und sang mit heller Stimme: „O Herrlichkeit der Erden, dich mag und will ich nicht! Mein Geist will himmlisch werden" — da er bis dahin gesungen, neigte er sein Haupt, ließ seine Händlein sinken und gab den Geist auf.

Nro. 435.

Der am Kreuz ist meine Liebe.

Der fromme Bauer Michael Hahn, das Haupt der sogenannten Michelianer in Würtemberg, den Gott in der Wüste eines ungläubigen und lauen Zeitalters als

eine Weckstimme gebrauchte, wurde durch dieses Lied, als er es im Jahre 1775 als 17jähriger Jüngling mit der Gemeinde zu Altdorf in der Charwoche sang, gründlich erweckt. Der Geist Gottes drückte den Inhalt desselben so tief in seine Seele hinein, daß er von nun an sich entschloß, zu keiner Lustbarkeit mehr zu gehen und lieber zu sterben, als den am Kreuze noch einmal zu betrüben.

Nro. 437.

Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen.

Dr. Hauber in Kopenhagen, welcher 1765 in die Ewigkeit ging, hatte seine Kinder bei sich an dem Tage, da ihn der Herr abforderte. Als er nun sehr matt auf dem Stuhle saß, fragte er seine jüngste Tochter: „Meine Tochter, siehst du, daß ich matt bin?“ Die Tochter antwortete: „Ja, lieber Vater, das sehe ich.“ „Siehst du aber auch, daß mir bange ist?“ sprach er weiter. Sie sagte: „Nein.“ „Nun, das sage allen meinen Freunden, daß ich mich vor dem Tode gar nicht fürchte.“ Als er sich von seinem Sohne das Lied auf dem Klavier hatte vorspielen lassen: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen,“ rief er aus: „Schön, o wie schön!“ Hierauf saß er etwas still und betrachtete aufmerksam einen Lichtschirm, auf welchem der Heiland im Oelgarten abgebildet war. Sein Schwiegersohn rief ihm einige Sprüche aus den Psalmen Davids zu, worauf er mit dem Finger auf den Lichtschirm wies und antwortete: „Wer den Herrn Jesum im Herzen hat, darf sich vor dem Tode nicht fürchten.“ Und bald darauf ist er sitzend auf dem Stuhle ohne alle Bewegung und ohne Schmerzen entschlafen.

Nro. 439.

Der beste Freund ist in dem Himmel.

Eine Lehrerin aus einer Kleinkinderschule erzählt: „Neulich kam eine Frau zu mir und sagte, sie hätte

mit ihrem Manne gesprochen, wie sie oft so betrübt sei, wenn sie an ihre Geschwister dächte, die ihr noch nicht lange gestorben wären, sie hätte doch gar keine Freude mehr. Da hätte ihr vierjähriges Kind, das in eine Schule gehe und gerade jetzt in einer Ecke der Stube gespielt hätte, auf einmal angefangen zu singen: „Der beste Freund ist in dem Himmel" ꝛc. Da wären ihrem Manne und ihr die Thränen über die Backen gelaufen.

Nro. 447.

Ach, mein Herr Jesu, dein Nahesein.

Dies Lied wurde von dem Organisten und spätern Bischof der Brüdergemeinde, Christian Gregor, um's Jahr 1791 unter ganz besonderen inneren Erfahrungen gedichtet. Er war nämlich seit einer im Jahre 1787 über ihn gekommenen Krankheit in einen so gedrückten Seelenzustand gerathen, daß ihm sein ganzes seitheriges Leben als verdammungswürdig vor Augen stand und ihm der Glaubenstrost ganz wegfallen wollte. Nachdem er nun Jahre lang Tag und Nacht um Gnade geseufzt, war endlich wieder im Jahre 1791 durch solch anhaltendes Gebet Trost und Licht in seine Seele gekommen, daß er dem Herrn recht danken konnte, der ihn so gedemüthigt hatte, und er im erneuerten Gefühl seiner Gnade nun herzlich froh wurde. Durchdrungen von solchen Erfahrungen dichtete er sodann dieses Lied über das beseligende Gefühl des Naheseins der Gnade Gottes im Herzen.

Nro. 453.

Mir nach! spricht Christus, unser Held.

In Heilbronn, im Würtembergischen, ging vor etlicher Zeit ein Spötter mit einigen Genossen Sonntags vor St. Kilian vorbei, während die Leute da drinnen singen. Scherzend sagte er zu seinen Begleitern: „Ich muß doch einmal geschwind sehen, was man da drinnen singt" —

und damit tritt er an die Liedertafel, die draußen an der Kirchthür angebracht war. Erschreckt und im Herzen getroffen, kommt er zu seinen Begleitern zurück; er hatte die Worte gelesen: „Mir nach! spricht Christus, unser Held." Er muß in die Kirche hinein, der Herr trifft sein Herz und seitdem ist er umgekehrt und fehlt bis auf diese Stunde keinen Sonntag mehr im Gotteshause.

Nro. 482.

Eins ist noth! ach Herr, dies Eine.

Dieses Lied ist ein Gesang über die liebliche Erzählung des Evangelisten Lucas (Kap. 10, 38—42) vom Aufenthalte des Herrn in Bethanien bei Maria und Martha; die eigentliche Grundlage ist das vom Herrn zu Martha geredete Wort: „Eins aber ist noth; Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden." Das Lied ist schon oft eine Ermunterung für laue und träge Christenherzen gewesen, das Eine, was noth thut, mit allem Ernste zu suchen.

Der Director Georgi aus Düsseldorf erzählte im Jahre 1851 bei einer Versammlung für innere Mission in Elberfeld von einem Jünglinge, der in der Rettungsanstalt gelebt habe und später daselbst gestorben sei; derselbe sei auf seinem Sterbebette allein durch dieses in seiner Jugend gelernte Lied angeregt worden und zum Frieden mit Gott gekommen.

Nro. 487.

Hier legt mein Sinn sich vor dich nieder.

Die evangelische Brüdergemeinde entstand aus Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten böhmischen oder mährischen Brüder, welche sich 1722 unter Begünstigung des Grafen von Zinzendorf auf dem Gebiete seines Rittergutes Berthelsdorf in der Oberlausitz, an

der Mittagsseite des Hutberges, anbauten. Den 17. Juni 1722 fällten sie den ersten Baum zum Hause ihrer Niederlassung, welche Herrnhut genannt wurde, zum Zeichen, daß sie hier unter des Herren Hut und zugleich auf der Hut des Herrn stehen wollten. Nach manchen Irrungen vereinigte sich die Gemeinde Herrnhuts, die aus etwa 300 Brüdern und Schwestern bestand, von denen die Hälfte mährische Brüder waren, zu einer nach dem Muster der alten Brüderordnung eingerichteten Gemeindeverfassung. Ein Geist der Willigkeit und des Gebets war über die junge Gemeinde ausgegossen und Herrnhut war eine Hütte Gottes bei den Menschen; die Gläubigen empfingen Kräfte der zukünftigen Welt. Am 13. August 1727 begaben sie sich Vormittags in die Kirche zu Berthelsdorf, um das heilige Abendmahl zu genießen. Schon auf dem Wege zur Kirche faßten die Brüder einer den andern herzlich an, und die an einander irre gewesen waren, umarmten und verbanden sich zu brüderlicher Liebe. In der Kirche fiel die innigst bewegte Gemeine auf die Kniee und fing unter unzähligen Thränen an zu singen: „Hier legt mein Sinn sich vor dich nieder.“ Man konnte aber kaum unterscheiden, ob gesungen oder geweint wurde; und beides geschah mit einer solchen Anmuth, daß der Prediger von Hennersdorf, der zum Administriren ersucht war, in Erstaunen gerieth. Unter dem Genusse des hl. Abendmahls wurde die Gemeinde mit Friede und Freude im hl. Geiste und mit herzlicher Liebe gegen einander so erfüllt, wie sie es bis dahin noch nie erfahren hatten. Noch jetzt feiert die Gemeinde alljährlich den 13. August um der Gnade willen, die ihren Vätern an diesem Tage verliehen ward.

Nro. 488.

O wie selig sind die Seelen.

Dies Lied dichtete Richter schon 1700, als er noch nicht lange Arzt gewesen war. Um diese Zeit träumte

ihm, er werde im Spital eine ächt christliche, Gott verlobte Seele finden. Den folgenden Tag ging er durch alle Krankensäle von Bett zu Bett, fand aber nicht, was er suchte. Endlich fragte er den Krankenwärter, ob sonst kein Kranker mehr da wäre. Der antwortete, oben im Dachstüblein sei noch ein Weibsbild, die sei halb närrisch, die rede mit Niemand, zu der werde er wohl nicht gehen wollen. Richter ging hinauf und fand die Seele, die er suchte. Sie lebte da ganz einsam, in Gott versunken unter Gebet und Betrachtung. Zu Richter sagte sie: „Da sei sie allein und doch nicht allein, denn sie sei bei Gott, ihrem Lebenselement, und werde durch nichts gestört, da sei ihr am wohlsten, sie sei da selig in ihrem Gott.“ Darauf hat Richter, tief ergriffen, das Lied Nro. 488 gedichtet und ihm die Ueberschrift gegeben: „Vom hohen Adel der Gläubigen.“

Nro. 534.

Valet will ich dir geben.

Im Jahre 1613 kam die Pest nach Fraustadt, wo Valerius Herberger als Prediger stand, und gewann bald eine furchtbare Gewalt. Wer entweichen konnte, entwich in die nahen Gärten und Dörfer und entferntere Orte. In den ersten 9 Wochen wurden 740 Menschen, zusammen aber 2135 hingerafft. Herberger entfernte die Seinigen, blieb aber selbst in der Stadt zurück und mag die Hälfte der 630 Leichen haben bestatten helfen, die mit einem Schulgesang beerdigt wurden, ohne daß er von der Seuche angesteckt wurde. „Es war,“ sagte er, „als wenn ein Engel mit blankem Schwerte belagert hätte, daß mir kein Leid dürfte widerfahren.“ Unter diesem göttlichen Schutze arbeitete er als ein treuer Helfer für Seel' und Leib. Der Glaube daran hielt ihn so fern von Furcht und Ekel, daß er bald die Seinigen wieder zu sich nahm. Ging er durch die Stadt, so winkten ihm die bereits Angesteckten von

weitem mit den Händen, oder baten ihn auch wohl bänglich ferne zu bleiben, aber er folgte ihnen nicht. Wenigstens trat er an die Fenster der Häuser und rief den Leuten Trostsprüche zu. Manche Leiche begrub er mit dem Todtengräber ganz allein. Er ging voran und sang, der Todtengräber aber führte ihm die Leiche auf einem Karren nach, an welchem ein Glöckchen hing, damit die Leute in den Häusern bleiben sollten. Sein Trost dabei war dieser: „Wer Gott im Herzen, ein gut Gebet stets im Vorrath, einen ordentlichen Beruf im Gewissen habe und nicht vorwitzig ausgehe, der habe ein starkes Geleite, daß ihm keine Pest beikommen möge.“ Dennoch dachte er stündlich der nahen Todesgefahr und dichtete unter derselben in einer gesegneten Stunde das Lied: „Valet will ich dir geben.“

Nro. 538.

Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit!

Christoph Handel zu Dettingen unter Urach, ein Mann nach dem Herzen Gottes, der als 80jähriger Greis am 3. December 1800 starb, und jetzt noch in den frommen Kreisen der mittlern Albgegend in gesegnetem Andenken steht, hatte einmal längere Zeit einen kaiserlichen Soldaten bei sich in Quartier. Der äußerte nun unter Anderm eines Tages: „Es hat mich noch keine Stunde gereut, daß ich Soldat geworden bin. Wie es Leute geben kann, die mit dem Gedanken an's Desertiren umgehen, ist mir ganz unbegreiflich. Man darf ja nur befolgen, was man Einem befiehlt, so hat man es gut. Ich bekomme meinen Sold und meine Montur, wie sich's gehört, und weiter brauche ich nichts. Unser General hat uns gesagt, das Schlimmste, was ein Soldat thun könne, sei, wenn er seinen Posten verlasse, möge ihm auch begegnen, was da wolle. Und so halte ich es denn auch pünktlich überall, wo ich bin.“ Diese Rede benutzte nun Handel als ein Christ, der alle-

zeit Salz bei sich hatte, sprach ihm den 4. Vers dieses Liedes vor und sagte dann: „Eine solche Anhänglichkeit an unsern himmlischen König sollten wir Alle haben und dieselbe redliche Unterwerfung unter seine heiligen Gebote und dieselbe gläubige Ausdauer auf dem Posten, dahin uns der Herr gestellt." Dieses Wort wirkte, und aus dem tapfern Soldaten ward auch ein tapferer Christ.

Nro. 542.

Rüstet euch, ihr Christenleute.

Bei einer 1818 in Elberfeld unter den Schulkindern entstandenen Erweckung kamen ganze Schulklassen von kleinen Kindern zu stundenlangem Gebet zusammen. Dieselben schlossen ihre Zusammenkünfte immer mit dem Schlußvers unseres Liedes: „Jesu, stärke deine Kinder" 2c.

Nro. 543.

Was frag ich nach der Welt.

Einst kam ein sächsisches Regiment in den Flecken Rientenau zu liegen, wo Gottlieb Seeger Pfarrer war. Der Feldprediger bat es sich von ihm aus, eine Predigt in der Kirche für sein Regiment halten zu dürfen, und es wurde vor derselben von den Hautboisten das Lied musicirt: „Was frag ich nach der Welt." Ueber acht Tage predigte Seeger, da alle Offiziere mit den Soldaten zugegen waren. Er fing an: „Am vorigen Sonntag früh hörte ich den Gesang mit Herzenslust musiciren: „Was frag ich nach der Welt." So sehr mein Geist dadurch erquickt wurde, so betrübt war ich, da ich aus dem Wirthshaus hören mußte: Jetzt frag ich nach der Welt, bei dem vielen Unfug und Kartenspiel, so da getrieben wurde. Soll das die Zubereitung zu der Bataille mit den Franzosen sein? So geht es gerades Weges dem Teufel zu. Aus herzlicher Liebe

will ich euch jetzt die wahre und bessere Zubereitung wider den Feind zeigen." Nach dem Gottesdienste dankte ihm der Oberst für die Predigt und lud ihn zu Tische, und bei den Soldaten blieb dieser Vortrag nicht ohne Segen.

Nro. 545.

Jesu, hilf siegen, du Fürste des Lebens.

Als der fromme Hofprediger Hedinger in Stuttgart am Tage vor seinem Tode sich von dem Kapellmeister Schwarzkopf etliche Lieder auf der Harfe anstimmen ließ, hob derselbe auch obiges Lied zu singen an. Da konnte Hedinger trotz aller Schwachheit vor Freuden sich gar nicht mehr halten und rief mit lauter Stimme: „Victoria! Victoria! der Sieg ist errungen."

Nro. 556.

Mitten wir im Leben sind.

Im Jahre 1386 standen 1400 Schweizer, Bauern und Hirten, mit schlechten Waffen, in ihren leinenen Kitteln bei Sempach der ganzen Ritterschaft, den eisernen Kriegern des Herzogs Leopold von Oestreich, gegenüber, nicht im Aufruhr, sondern mit gutem Gewissen, für ihr gutes Recht. Nur Eine Sorge hatten des Herzogs Leute: es möchte der wehrlose Haufe ihnen entrinnen, ehe es noch recht zur Schlacht käme. Als nun der Angriff beginnen sollte, stimmte die Schweizerschaar den alten Schlachtgesang an: „Mitten wir im Leben sind" 2c., fiel dann auf ihre Kniee und betete mit ausgebreiteten Armen. „Schaut hin!" rief einer der Ritter, „sie bitten um Gnade!" — „Ja!" sagte ein anderer, der sich besser auf das Menschenherz verstand, „sie bitten um Gnade, aber nicht uns, sondern Gott, und was das bedeutet, werden wir bald erfahren!" Und so geschah's. Wer des Schweizervolks Tapferkeit preisen will, erzählt heute noch von der Schlacht bei Sempach.

Als einmal in der Aufklärungszeit viele neumodische Schullehrer sich um eine besonders einträgliche Stelle bewarben, meldete sich auch ein armer Mann aus dem Frankenlande, der Gott fürchtete und schlecht und recht lebte, aber mit den Seinigen oft das Hungertuch zu nagen hatte. Da nun alle Bewerber zusammen waren, gab der Patron, der die Schulstelle zu vergeben hatte, allen Anwesenden auf, sie sollten das Lied: „Mitten wir im Leben sind" auswendig spielen und singen. Das konnte aber keiner von den neumodischen Lehrern, welche über ihre hohe Wissenschaft nicht Zeit übrig hatten, Gottes Wort zu lernen. Nur unser armer Schullehrer kannte es und hat es mit heller kräftiger Stimme hergesungen. Da schien es dem Patron, welcher selbst ein frommer Mann war, jener Schullehrer möchte wohl am besten für ihn passen; er gab ihm die Stelle, und dem armen Manne war aus aller Noth geholfen.

Nro. 561.

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig.

Am 21. Februar 1659 fiel der Bartholomäuskirchthurm in Altenburg in der Nacht ein, wobei der nahe daran wohnende Generalsuperintendent Sagittarius in großer Gefahr gewesen, jedoch ganz unversehrt geblieben. Kurz zuvor beobachtete er an seinem dreijährigen Söhnlein allerlei merkwürdige, bedeutungsvolle Reden. In der Nacht vom 19. auf den 20. Februar seufzte es öfters: „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig."

Als ein Student in Jena zum Duell gehen wollte, hörte er auf dem Wege dieses Lied singen. Dadurch wurde er so gerührt, daß er von seinem gottlosen und gefährlichen Vorhaben abstand.

Nro. 563.

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!

Schubert erzählt: „Ein Jüngling, der dem Hause meiner Schwester wohlbekannt war, der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Bürgers, war bei seiner Arbeit von der einstürzenden Wand einer tiefen Sandgrube erschlagen worden. Schon seit etlichen Tagen hatte man an dem Jüngling bemerkt, daß er sehr ernst und in sich gekehrt war. Er hatte immer von Tod und Ewigkeit gesprochen und mit rechter Sehnsucht die Seligkeit des Himmels gerühmt, da man Gott preisen wird ohne Aufhören. Am Morgen seines Todestags war er früh aufgewesen, hatte sehr andächtig und mit Thränen sein Morgengebet verrichtet und dann das Lied: „Wer weiß, wie nahe" 2c. gesungen. Die Mutter hatte ihn wollen zu Hause behalten von der Arbeit, er hatte sich aber nicht abhalten lassen, mit dem Vater zu gehen und diesem zu helfen. Wie war doch der Vers an ihm eingetroffen: „Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war" (V. 2). Aber der kluge Jüngling hatte sein Haus zur rechten Zeit und auf die rechte Weise bestellt.

Nro. 565.

Ich sterbe täglich und mein Leben.

Ein leichtsinniger junger Mensch, der seine Jugendjahre in Zerstreuung und eitlen Gesellschaften durchlebte, kam einmal um Mitternacht von einem Schmause nach Hause. Ehe er sich niederlegte, sah er noch zum Fenster hinaus und hörte in stiller Mitternacht, nicht weit von seinem Hause, eine liebliche Stimme das Lied singen: „Ich sterbe täglich und mein Leben" 2c. Der wichtige Inhalt dieses Sterbeliedes, die liebliche Stimme der singenden Person, die stille Nacht, der gestirnte Himmel — Alles dies machte einen tiefen Eindruck auf seine Seele und rührte ihn bis zu Thränen. Seine

Jugendsünden, sein bisher geführter eitler Wandel, seine Sicherheit, sein Leichtsinn — dies Alles stellte sich ihm vor Augen; und Tod und Ewigkeit wurden ihm wichtig. Er legte sich mit Gewissensbissen nieder und faßte den Entschluß, seine vorigen Sündenwege zu verlassen und sich zu Gott zu wenden, und er fand Gnade.

Nro. 568.

Meine Lebenszeit verstreicht.

Ein Maurermeister, der ein ernster, christlicher Mann war, hatte einst ein bedeutendes Gebäude aufzuführen, wobei er eine große Anzahl Gesellen beschäftigen mußte. Diese Gesellen waren größtentheils rohe Menschen, welche eine große Bravour an den Tag zu legen meinten, wenn sie recht schwören, fluchen und trinken könnten. Dies kränkte den Meister tief, und er sann auf ein Mittel, wie er der Rohheit seiner Arbeiter wehren könnte. Da kam er auf den Gedanken, in der Nähe des Bauplatzes an einem Baume eine Tafel zu befestigen und auf dieselbe mit großen Buchstaben die Worte Gellerts schreiben zu lassen: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben!“ und er hatte die große Freude, daß dieses Wort auch auf die rohen Gemüther seiner Gesellen nicht ohne Einfluß blieb; es ging einer nach dem andern in sich und legte das Schwören, Fluchen und Saufen ab.

Nro. 570.

Ich bin ein Gast auf Erden.

In Altburg bei Calw lebte der in Ruhestand versetzte Schulmeister Schulz wohlbetagt. Am ersten Maisonntag 1852 mußte er auf Bitten seines verreisten Amtsnachfolgers beim Gottesdienste noch einmal vorsingen und die Orgel spielen. Mit heller, kräftiger Stimme und fröhlichem Herzen versieht er sein altes liebgewohntes Amt noch einmal und singt das Lied: „Ich bin ein

Gast auf Erden.“ Aber mitten im 2. Vers, der ihm sein eigen Leben so recht klar abmalte, neigte er sein Haupt auf das Choralbuch nnd verschied. In derselben Kirche hatte nicht lange vorher sein Pfarrer auf der Kanzel während der Predigt durch einen Schlaganfall seinen Geist aufgegeben.

Nro. 581.

Nach einer Prüfung kurzer Tage.

Ein vornehmer Mann, der seines Berufs wegen viel auf Reisen sein mußte, hatte dabei den edlen Vorsatz gefaßt, auf diesen seinen Reisen zugleich für das Reich Gottes zu wirken. Wenn er z. B. in dem Postwagen saß, knüpfte er mit seinen Reisegenossen, die oftmals recht unsittliche Gespräche geführt hatten, fromme Unterredungen an und suchte ihre Herzen auf das Eine, was nothwendig ist, hinzulenken. Er gestand selbst, daß ihm dies oft recht schwer geworden sei, daß sich seiner vor dem Beginn eines solchen Gespräches öfters eine große Furcht bemächtigt habe; doch dann habe er sich die Worte vergegenwärtigt: „Ach Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele sein!“ und diese Worte haben ihm immer neuen Muth verliehen zum Werke der Liebe.

Nro. 582.

O Welt, ich muß dich lassen.

Obiges Lied ist nachgebildet dem Anfange und Versmaße eines süddeutschen Liedes wandernder Handwerker: „Insbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land dahin,“ dessen schöne Sangweise (vom Dichter benutzt und Grundlage der Weise: „Nun ruhen alle Wälder“) sehr beliebt gewesen zu sein schien.

Johann Christian von Dölau auf Liebau befahl, daß man dieses Lied bei seinem Begräbniß singen möchte; doch mit der kleinen Veränderung, daß man statt: „O Welt, ich muß dich lassen“ singen müsse: „O Welt, ich will dich lassen.“ Denn er trug großes Verlangen, die böse Welt zu verlassen.

Nro. 583.

Wenn mein Stündlein vorhanden ist.

Mit gutem Fug nannte Dr. Christoph Schleupner dieses herrliche Lied „die fröhliche Heerpauke des heiligen Geistes,“ unter deren Klange so viele Christen selig gestorben sind.

Der alte fromme Theologe zu Rostock, Georg Niehenk, welcher 1714 im 86. Jahre selig gestorben ist, hat dieses Lied alle Morgen und Abend gesungen, um sich seiner Sterblichkeit zu erinnern.

Der 3. Vers war auch das Letzte, was dem sterbenden Dekan M. Christoph Steinhofer zu Weinsberg am 11. Februar 1761 nachgerufen wurde. Als derselbe bis zum Ende ihm vorgesprochen war, lächelte er ganz freundlich und setzte noch mit gebrochener, lallender Stimme ein herzliches „Amen“ dazu. Etliche Minuten darauf schlief er sanft ein.

Der Superintendent zu Gotha, Joh. Christ. Gotter, streckte seine schwachen Arme, als ihm in seinem schweren Todeskampfe der 5. Vers vorgebetet wurde, zitternd aus und sprach ihn mit großer Anstrengung nach, worauf er einen gar süßen Trost empfand.

Nro. 584.

Herr Jesu, wahrer Mensch und Gott.

Insonderheit hat Gott dieses Lied auf eine denkwürdige Weise zu den letzten Worten des in der gelehrten

Welt so bekannten Hugo Grotius werden lassen, da er bei seiner Rückreise aus Schweden 1645 durch Schiffbruch nach Rostock gekommen und daselbst in seiner Todesnoth den 18. August den Dr. Quistrop, als einen lutherischen Theologen, zu sich kommen lassen, dem er nach andern Unterredungen dieses Lied von Wort zu Wort mit gefalteten Händen nachgesprochen und darauf in wenigen Minuten seinen Geist aufgegeben, und so, obgleich er viel Irriges in der Theologie geschrieben, dennoch wahrhaft evangelisch gestorben ist, wie solches Quistrop selbst in einem Briefe umständlich beschreibt.

Nro. 586.

Ich hab mein Sach Gott heimgestellt.

Eine der Weltlust ergebene Hofdame am fürstlich würtembergischen Hofe erschrack heftig, als eine andere Hofdame unter dem Tanze vom Schlage gerührt wurde und todt zur Erde fiel. Sie eilt in ihr Zimmer mit dem Vorsatz, die Bibel aufzuschlagen und das erste Kapitel, das ihr beim Aufschlagen in die Augen fallen würde, zu lesen. So fügte es der Herr, daß sie das 32. Kapitel ten 19. Vers im Propheten Hesekiel in die Augen bekommt, welcher also lautet: „Wo ist nun deine Wollust? Hinunter und lege dich zu den Unbeschnittenen.“ Sie ging mit diesem Verse zur Herzogin und zeigte ihr denselben, indem sie bekannte, daß sie bis jetzt so selten in der Bibel gelesen habe; sie wollte es nun fleißiger thun, und wünsche, daß sie es schon früher hätte mögen gethan haben. Die Herzogin sprach: „Ja wohl hättet Ihr dies eher bedenken sollen, daß es nach diesen Worten heiße: „Ach Herr! lehr uns bedenken wohl, daß wir sein sterblich allzumal, daß Keiner hier sein Bleiben hab und müss ins Grab, gelehrt, schön, groß und klein, hinab“ — so würdet Ihr Euch der Weltlust nicht so ergeben haben.“ Die Hofdame bat um ein Tintenfaß und schrieb diesen Vers zu den Worten des Propheten Hesekiel.

Nro. 588.

Herzlich thut mich verlangen.

M. Pitterlin, Pastor zu Elsterwerda, verrichtete im Jahre 1667 am Johannistage seine Predigt und schloß dieselbe mit dem 9. Vers des angeführten Liedes, welcher also lautet: „Gesegn euch Gott, ihr Lieben, gesegn euch Gott der Herr; es darf euch nicht betrüben mein Abschied allzusehr! Beständig bleibt im Glauben! Es währt nur kurze Zeit, bis wir uns wieder schauen dort in der Ewigkeit.“ Da er nach der Predigt das heilige Abendmahl halten will und nach dem Altare geht, rührt ihn der Schlag, so daß er nach zwei Stunden starb.

Nro. 589.

Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht.

Wenzeslaus Bergmann erzählt von seinem Vater Michael Bergmann, der im Jahre 1624 um des evangelischen Glaubens willen aus Böhmen vertrieben worden war und am 20. December 1648 zu Breslau starb, in seiner letzten tödtlichen Krankheit, da er viel zu leiden hatte, habe er sich dem Bette gegenüber ein gemaltes Crucifix an die Wand heften und dabei das Lied: „Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht“ vorsingen lassen, damit er in seinen Schmerzen aus den Schmerzen Christi am Kreuz Trost schöpfe. Als er hernach gefragt worden, ob er ein Labsal begehre, sei seine Antwort gewesen: „Christus ist mein Labsal;“ seine Wallfahrt habe er zuletzt mit den Worten beschlossen: „Herr Jesu, ich weiß gewiß, heute werde ich mit dir im Paradiese sein.“

Peter Frank, Pfarrer zu Gleussen bei Koburg, ließ wenige Stunden vor seinem Ende im Jahre 1675 den Schullehrer mit den Schulknaben vor sein Sterbelager kommen und sich dieses schöne Lied vorsingen, wobei er seiner Frau den von ihr empfangenen und 30 Jahre

am Finger getragenen Trauring mit beweglichen Abschiedsworten wieder zurückgab.

Georg Friedrich Helmershausen, sachsen-weimarischer Oberconsistorialrath, ein edler Christ, der durch sein ganzes Benehmen auf dem Sterbebette zeigte, wie der Christ im Frieden sterbe, ließ sich dasselbe Lied vor seinem Tode vorsingen, nachdem man ihm zuvor Joh. 3 hatte lesen müssen. Als das Lied zu Ende war, sprach er schon halb im Todesschlummer die Worte Pauli, 2. Tim. 4, 7 und 8. Er starb im Jahre 1757.

Auch Jeremias Flatt, der in Stuttgart noch bei manchen Familien in gesegnetstem Andenken stehende fromme Hauslehrer und frühere Provisor am Waisenhause, sang am 16. Januar 1822 in seinen letzten Lebensstunden mit einigen seiner Freunde, wiewohl ganz schwach, dieses Lied und setzte dann, nachdem dasselbe vollendet war, sichtbar das stille Gebet fort bis zum letzten Athemzuge, also daß er sich eigentlich in den Himmel hinein gebetet hat.

Nro. 591.

Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt.

Ein Prediger aus dem Hennebergischen hat dieses Lied einmal einem todtkranken und reichen Bauer vorgesprochen. Als er nun an den andern Vers gekommen, stutzte der Bauer und wollte nicht nachbeten. Der Prediger fragte ihn: Warum er hier inne halte? Der Bauer antwortete: Ach, das ist gar ein so schwer Wort: Gern will ich folgen, lieber Herr 2c., wenn man Alles, Haus, Hof, Weib, Kinder, Güter 2c. mit dem Rücken ansehen und verlassen solle! Er habe dieses Lied vielmals mitgesungen, allein es sei ihm allezeit schwer zu Herzen gegangen, wenn er an diese Worte gekommen, daher wünsche er, daß ihn Gott noch einige Zeit möchte leben

lassen, damit er erst lernen möchte, gern und willig zu sterben. Sein Wunsch wurde aber nicht erfüllt, sondern er mußte sterben.

Nro. 593.

Christus der ist mein Leben.

Das letzte Wort des gottseligen Johann Arndt, des Verfassers der 4 Bücher vom wahren Christenthum, war aus Vers 3 dieses Liedes: „Nun hab ich überwunden;" damit ist er heimgegangen den 11. Mai 1621.

Der gottselige Missionsinspector Chr. G. Blumhard zu Basel hatte schon bei seinen Lebzeiten dies Lied als sein Lieblingslied gehalten. In seiner Todesstunde ließ er es sich noch einmal anstimmen. Während dieses Gesanges und des darauf folgenden Gebets war seine Seele in stiller Anschauung der zukünftigen Herrlichkeit verloren. Er stammelte mit gebrochener Stimme: „Es bricht herein! Hallelujah!" mit welchen Worten er sanft und schmerzlos von hinnen schied den 19. December 1838.

Auch dem ehrwürdigen Heidenmissionar Chr. Fr. Schwarz sangen die getauften Heiden es auf malabarisch, als er auf dem Todtenbette lag.

Nro. 607.

Nun lasset uns den Leib begrab'n.

Christian, der christliche König zu Dänemark, hat sich lange Zeit auf seinen Tod geschickt und gefreut. Da erschien ihm im Traum ein Engel, der sprach: „Christian, sei getrost, du wirst bald sterben, mit dem neuen Jahr wirst du in ein neues Leben gehen." Als nun der Neujahrstag angebrochen war, hieß er seinen Prediger Noviomagus ihm eine Valetpredigt halten, dann ließ er ihn zu sich entbieten und begehrte von ihm, er solle doch mit dem andern Hofgesinde den christlichen

Sterb- oder Begräbnißgesang singen: „Nun lasset uns den Leib begrab'n. Der Hofprediger aber sagte: „Man solle jetzt damit nur inne halten, es wäre noch nicht Zeit, und das Hofgesinde wollte auch nicht." Da hub der König an: „So will ich selber anstimmen! Ich will singen, und ihr müßt mit mir singen, daß man wird sagen, der König in Dänemark habe sich selbst zu Grabe gesungen." Also sang er auch: „Mitten wir im Leben sind" ꝛc., dann: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin," und sang solches allein mit fröhlichem Herzen, da die Andern alle unter dem Singen betrübt und traurig waren und weinten, und entschlief am neuen Jahrestage zu Abend.

Nro. 609.

Ruhet wohl, ihr Todtenbeine.

Dr. Bengel, der hochverdiente Prälat zu Alpersbach, befand sich mit einigen andern christlichen Freunden an dem Todtenbette des Hofpredigers Grammlich in Stuttgart und man sang nach dem Willen des letzteren das Lied: „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine, in der stillen Einsamkeit!" ꝛc.

Nr. 621.

Jerusalem, Gottes Stadt.

Joh. Andr. Rothe predigte öfters in Görlitz, wo er eines Tages, Anfangs 1722, die Bekanntschaft eines mährischen Zimmermanns machte. Es war Christian David von Senftleben bei Fulneck, von dem er erfuhr, daß viele seiner evangelischen Landsleute sich nach einer Zufluchtsstätte sehnen, wo sie ungestörter als in ihrem Vaterlande ihres Glaubens leben könnten. Als er nach Hause gekommen, erzählte er seinem Patron, was er von jenem Zimmermanne vernommen hatte, worauf Zinzendorf alsobald den Mann kommen ließ und ihn beauftragte, seinen Landsleuten zu melden, er habe

Platz für sie, wenn sie kommen wollten. Mit großer Freude machte sich nun David auf den Weg nach seinem Vaterlande und brachte schon in der Woche nach Pfingsten 1722 eine Anzahl seiner Landsleute, größtentheils Glieder seiner Familie, welche sodann am Hutberge, zwischen Berthelsdorf und Großhennersdorf, an der Straße von Löbau nach Zittau, das nöthige Land zu ihrer Ansiedelung erhielten. Noch um Martini desselben Jahres wurde der Bau des ersten Hauses dieser ersten mährischen Colonie am Hutberge, des Mutterhauses der Herrnhuter Brüdergemeinde, vollendet, bei dessen Einweihung der fromme Zimmermann Christian David jenes alte, so passende Lied aus seiner Heimath anstimmte: „Jerusalem, Gottes Stadt" 2c.

Nro. 656.

Schmücke dich, o liebe Seele.

Auf absonderliche Weise hat einmal eine evangelische Gräfin dies Lied in einem Wirthshause gesungen. Sie kam im Oestreichischen auf einer Reise in ein Dorfwirthshaus und fand dort einen ganzen Tisch voll christlicher Bauersleute, die bei einer Kanne Bier fromme, erbauliche Gespräche führten und auch das heilige Abendmahl gemeinschaftlich genossen. Denn es war ihnen im Oestreichischen streng untersagt, ihres Glaubens zu leben und zusammenzukommen, deßhalb mußte die Kanne Bier, die sie neben sich stehen hatten, sie wohl schützen; denn im Wirthshaus bei einer Kanne Bier zusammenzukommen, war ihnen nicht verboten. Als nun die Gräfin das Vorhaben der Bauern erkundet hatte, hat sie um die Erlaubniß gebeten, an der Andacht Theil zu nehmen, denn sie sei auch eine evangelische Glaubensgenossin. Sie setzte sich mitten unter die Bauern, und da haben sie unter viel Thränen das heilige Abendmahl gefeiert und dazu dies Lied gesungen.

Nro. 671.

Herz und Herz vereint zusammen.

Dieses liebliche Liedchen wurde im Jahre 1725 von Zinzendorf gedichtet. Damals sammelten sich zu der Brüdergemeinde Anhänger verschiedener Glaubensgenossenschaften und es entstanden um Bekenntniß und Verfassung widerwärtige Streitigkeiten. Als nun Zinzendorf einmal eine Zusammenkunft veranstaltet hatte, um eine Einigung herbeizuführen, wurden die verschiedensten Ansichten laut, deren jede Recht haben wollte. Da bat er um Stille und fragte jeden Einzelnen, ob er nicht ein Sünder sei und durch Jesu Leiden selig zu werden hoffe. Jeder bejahte das und darauf fuhr Zinzendorf fort: „So sind wir ja Alle in der Hauptsache eins und können uns darauf brüderlich verbinden." In diesem Sinne dichtete er das Lied, welches beginnt: „Herz und Herz vereint zusammen" 2c.

Nro. 677.

Ach Gott, vom Himmel sieh darein.

Im Jahre 1529 am 5. December, als am 2. Sonntage des Advents, ereignete sich, daß in der St. Jakobskirche in Lübeck der Kapellan Hillebrand die Frühpredigt hielt. Nach der damaligen Sitte betete derselbe nach dem Schlusse der Predigt für die Verstorbenen; zwei Knaben, welche sich in der Kirche befanden, stimmten während dieses Gebetes das Lied an: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein," in welchen Gesang alsbald die ganze Gemeinde einfällt und dieses Lied bis zu Ende fortsetzt. So wurde dies dann nicht nur der erste deutsche Psalm, den man in der Kirche zu Lübeck sang, sondern er diente von dieser Zeit an fast allgemein als ein Mittel, die Mönche oder Prediger, welche sich auf der Kanzel gegen die evangelische Lehre ausließen, zu unterbrechen und sie zu zwingen, ihre Vorträge zu schließen.

Es berief 1527 der Rath zu Braunschweig einen Doctor der Theologie von Magdeburg, den man nachmals nur scherzweise Dr. Sprengel nannte, weil er mit seinem Sprengel und Weihwasser sich immer viel zu thun machte. Dieser vermaß sich, mit einer einzigen Predigt die lutherische Ketzerei über den Haufen zu werfen und zu beweisen, daß der Mensch durch die guten Werke und nicht durch den Glauben gerecht würde. Er trat deßwegen am 22. Sonntag nach Trinitatis auf die Kanzel. Als er aber zum Beweis seiner Lehre einen Spruch falsch anführte, rief ihm ein fremder Prediger im Auditorio zu: „Ihr lüget, Herr Doctor, in meiner Bibel steht's nicht so." Hierüber wurde Sprengel bestürzt und sagte begütigend: „Mein lieber Mann, vielleicht habt Ihr eine andere Uebersetzung als ich; in meiner Bibel steht's so, wie ich gesagt habe." Um diesem Disput ein baldiges Ende zu machen, fing ein Bürger unter dem Haufen überlaut an zu singen: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein." Und als die Gemeinde mit einstimmte, mußte der Doctor von der Kanzel herunter und ist nie wieder hinaufgekommen.

Nro. 678.

Wär Gott nicht mit uns diese Zeit.

Durch die unglückliche Schlacht bei Mühlberg, den 24. April 1547, gerieth Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen, in eine 5jährige Gefangenschaft. In derselben tröstete ihn der Superintendent zu Saalfeld, Kaspar Aquila, unter andern mit den schönen Beispielen des Daniel, Jojakim und Petrus, wie diese wunderbar aus den Banden erlöset worden, also würde er auch zu rechter Zeit singen können: „Strick ist entzwei und wir sind frei." — Diese Worte stehen im 3. Vers des obigen Liedes. Der Churfürst sang später das ganze Lied, da er von Kaiser Karl V., der sein aufrichtiges, treues Gemüth genugsam erkannt hatte, am 12. Mai 1552

seiner Haft wieder entlassen wurde. Luther hat dies Lied nach dem 124. Psalm gedichtet.

Nro. 679.

Ein' feste Burg ist unser Gott.

Nach dieser Wehr und Waffe griff auch der edle Schwedenkönig Gustav Adolf am Morgen der Schlacht bei Leipzig, den 17. September 1631, da er Tilly gegenüberstand. Er ließ vor dem Beginn der Schlacht sein ganzes Heer dies Lied anstimmen, und als ihm nun Gott zum Siege verholfen und er den Feind allenthalben fliehen sah, warf er sich mitten unter den Todten und Verwundeten auf seine Kniee und dankte Gott und rief: „Das Feld muß er behalten." Gott war und blieb auch in Allem seine Burg; Nichts that er ohne ihn und auf den Fahnen seines Heeres stand mit goldenen Buchstaben: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Römer 8, 31.

Im Jahre 1727 wurde Leopold von Firmian Erzbischof von Salzburg: ein Mann mit einem stolzen Sinne, mit einem harten Herzen und einem finstern Angesicht. Dieser und sein Minister faßten nun gleich nach ihrem Regierungsantritt den Entschluß, die Evangelischen zur Verläugnung ihres Glaubens zu zwingen oder aus dem Staate hinauszutreiben. Der Letztere hoffte dabei eine schöne Summe Geld von dem Vermögen der Ketzer zu gewinnen; der Erstere sich dadurch die Gunst seines Oberherrn, des Papstes, im hohen Grade zu verdienen. Auf Befehl der Regierung durchzogen jetzt ganze Haufen Jesuiten unter dem Namen „Bußprediger" das Land. An diese schlossen sich zu tüchtigen Gesellen die Priester der Ortschaften an. So drangen sie bei Tag und Nacht in die Häuser ein, durchsuchten alle Schränke und Winkel nach evangelischen Büchern. Wehe aber dem, der als Evangelischer erkannt wurde!

über ihn erging ein furchtbares Gericht. Er wurde öffentlich in der Kirche dem Teufel übergeben, durfte nicht mehr das Sacrament des Altars genießen, nicht mehr Pathenstelle vertreten, und wenn er starb, wurde seinem Leichnam die Ruhestätte in geweihter Erde versagt. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die Evangelischen von ihrem Glauben abwendig zu machen, drangen im Herbst 1731 sechstausend Mann Infanterie und Kavallerie in das Land. Nun erreichte das Quälen und Leiden eine ungeheure Höhe. Die Soldaten quartierten sich in die evangelischen Häuser ein, wirthschafteten darin mit Fluchen und Toben, erbrachen Kisten und Schränke und plünderten. Am Schlusse des Jahres 1731 fingen die Evangelischen an auszuwandern, nachdem sie viele Drangsale ausgestanden hatten. Die Meisten zogen in verschiedenen Richtungen gen Preußen. Der preußische König Friedrich Wilhelm I. hatte ihnen Commissäre entgegengesendet, die, wo es Noth war, für ihre Bedürfnisse sorgten und sie führten. Als sie nach Gera kamen, einer Stadt im Sächsischen, boten sie den ihrer harrenden Bewohnern zum Willkomm den Gesang des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Churfürst und Pfalzgraf Friedrich III. gab, als man ihn fragte, warum er keine Festungen in seinem Lande bauen ließ, folgende Antwort: „Eine feste Burg ist unser Gott! so haben wir treue Unterthanen, wohlgeneigte Nachbarn und im Fall der Noth eine mittelmäßige Anzahl solcher Kriegsleute, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch vornämlich mit dem Gebet unsern Feinden widerstehen können."

Im Jahre 1547, nach der Schlacht bei Mühlberg, nahm Kaiser Karl V. dem Fürsten Wolfgang von Anhalt seine Länder und schenkte sie dem Grafen Sigismund von Ladron. Den Wolfgang that er in die Acht.

Die kaiserlichen Völker rückten auf Bernburg, Wolfgangs Residenz, zu, und dieser mußte Land und Leut' verlassen. Als er durch die bestürzte Stadt ritt, sang er noch zum Abschied auf dem Marktplatze mit heller Stimme dieses Lied, absonderlich die vier letzten Zeilen des letzten Verses: „Nehm'n sie uns den Leib" 2c. Nachher verbarg er sich längere Zeit in Müllerstracht in der Mühle zu Köran, bis er im Jahre 1550 durch den Passauer Frieden wieder in den Besitz seines Landes eingesetzt wurde.

Dr. Olearius in seiner Geduld-Schule theilt folgenden Trostspruch mit:

Eine feste Burg ist unser Gott,
Half vor Alters, hilft noch aus Noth!

Wie hoch Deutschland Gustav Adolf, König von Schweden, schätzte, zeigte sich im Jahre 1832, als zum zweihunderten Male der Tag seines Todes wiederkehrte. Da wurde von Vielen beschlossen, dafür zu sorgen, daß über dem Schwedensteine, den damals der Reitknecht des Königs auf dem Schlachtfelde bei Lützen errichtet hatte, ein Denkmal sich erhebe, welches der Nachwelt Zeugniß gebe von der hohen Achtung, welche Gustav Adolf's Name genossen hat in unserer Mitte. Im Jahre 1837 wurde dieses Denkmal aufgerichtet und eingeweiht in Gegenwart von Tausenden, doch eine noch höhere Weihe empfing jener frühere Tag im Jahre 1832 dadurch, daß an ihm eine Anzahl Männer zusammentrat zu einem Gustav-Adolf-Vereine, der den Zweck hat, bedrängten evangelischen Glaubensgenossen in und außerhalb Deutschland die Mittel zu gewähren, deren sie bedürfen, um als evangelische Gemeinden zu bestehen. Dieser Verein stimmt, so oft er sich alljährlich versammelt, zur Weihe seiner Berathungen das Lied an: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Es soll rührend gewesen sein, am frühen

Morgen des 2. September 1845 über Stuttgart, in dessen Mauern der Verein damals versammelt war, die von 20 Posaunen geblasene Weise dieses Liedes vom Thurme der Hauptkirche herab erklingen zu hören.

Vor dem Erscheinen des Toleranzedicts Kaiser Josephs im Jahre 1781 wurden die Protestanten in Oestreich stark verfolgt; in Linz wurden evangelische Männer und Frauen mit Gewalt auf die Schiffe geschleppt, um sie in die untersten Gegenden Ungarns und Siebenbürgens zu führen. Die kleinen Kinder riß man von der Brust und aus den Armen der Mütter, damit vorgeblich ihre Seelen gerettet und nicht sammt den Eltern verdammt würden, wobei man es den Müttern freistellte, ob sie bei ihren Kindern bleiben und dem katholischen Glauben folgen, oder von ihnen für die ganze Lebenszeit scheiden wollten. Die Mütter weinten bitterlich am Halse ihrer Kinder, blickten dann nach oben, wandten sich los, eilten zum Haufen der andern Glaubenskämpfer und sangen herzerschütternd: „Nehm'n sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib" 2c.

Als durch die unglückliche Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 der zu Schmalkalden geschlossene Bund der evangelischen Fürsten aufgelöst und der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen gefangen genommen war, setzte Kaiser Karl V. das sogenannte Interim, d. h. eine einstweilige Ordnung der kirchlichen Verhältnisse fest, die bis zur Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung bestehen sollte und den Evangelischen nichts weiter, als Priesterehe und den Gebrauch des Kelches beim Abendmahle verwilligte. Mehrere Augsburger Prediger, welche das Interim nicht angenommen hatten, kamen zu dem gefangenen Churfürsten und klagten ihm, daß sie Kaiserliche Majestät nicht blos ihres Amtes entsetzt, sondern ihnen auch das römische Reich verboten

habe. Als Johann Friedrich dies hörte, fing der fromme Herr also zu weinen an, daß ihm die Thränen über die Wangen auf die Erde flossen, stand auf, ging an's Fenster, wandte sich bald um und fragte: „Hat euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?“ — Da die Prediger sagten: „Nein, gnädigster Herr! Wie könnte er das?“ — „Ei,“ antwortete der Churfürst, „so hat es noch keine Noth: „das Reich Gottes muß uns bleiben.“ So wird Gott auch ein Land finden, daß ihr sein Wort predigen könnt.“ Darauf ließ er seine Satteltasche herbeilangen und sprach: „Darin ist Alles, was ich auf Erden habe, daraus will ich euch einen Zehrpfennig verehren, den theilet unter eure Brüder und Kreuzgesellen. Wiewohl ich auch ein armer gefangener Fürst bin, so wird mir Gott wohl wieder was bescheren.“

Nach dem Spruche, nämlich daß man Gott anrufen soll in der Noth und hernach ihn preisen, hat jener schwedische Trompeter gethan, der, als in einem Treffen wider die Kaiserlichen der Fähndrich vom Pferde sank, die Fahne ihm abnahm, die in der Feinde Gewalt gekommen wäre, und damit davon jagte mitten durch die feindlichen Haufen. Auf's Heftigste von den nachsetzenden Kaiserlichen verfolgt, kommt er auf der Flucht eine Anhöhe hinan, auf welcher ihm mit einem Male der fernere Weg abgeschnitten war. Hinter der Anhöhe nämlich fließt ein stark angeschwollener Waldstrom, gegen welchen der Hügel eine steile Wand bildet, die es unmöglich ist auch nur hinabzuklettern, und die Feinde wissen das und kommen mit höhnendem Triumphgeschrei von allen Seiten heran. Da ruft der Trompeter kurz besonnen: „Hilf mir, mein Gott!“ spornt sein Pferd zum Sprunge aus der Höhe herab mitten hinein in den Waldstrom und arbeitet sich unverletzt mit demselben hindurch an das jenseitige Ufer. Die Feinde stehen starr vor Staunen, dann begnügen sie sich, ihm ihre Schüsse und Verwün-

schungen nachzusenden, die den Verfolgten aber wenig kümmerten — denn seinen Sprung wollte ihm keiner nachthun. Der Schwede aber, als er das jenseitige Ufer hinangekommen, wandte sein Pferd, schwenkte mit der einen Hand die gerettete Fahne, mit der andern setzte er die Trompete an den Mund und schmetterte ihnen laut, daß der Wald und das Ufer erklang, hinüber die Weise des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Das herrliche Lied mit seiner erhebenden Melodie ist aber auch schon in die Heidenwelt hinübergetragen worden. Auf dem Jahresfeste der Basler Missionsgesellschaft im Jahre 1852 berichtete der Inspector Josenhans, der in demselben Jahre seine aufgetragene Visitationsreise auf der ganzen indischen Mission vollendet hatte, Folgendes: „Ein Dorf in Malabar ist ganz bekehrt, Amtscharkandy; die ganze Gemeinde kam mir singend entgegen." Von einem andern Orte schreibt er: „Unvergeßlich bleibt es mir, wie die Katechistenschüler mir zum Abschiede anstimmten: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Den Eindruck kann ich nicht beschreiben, den es macht, wenn man so eine Heidengemeinde vor sich knieen sieht. Obgleich ich ihre Sprache nicht verstand, so habe ich doch lebendigen Segen in den Kirchen und Schulen empfangen; ich habe es ihren Gesichtern abgelesen, ihren Thränen abgesehen, daß der Geist des Herrn unter ihnen ist.

Als im 30jährigen Kriege im Jahre 1627 Tilly über die Elbe in Holstein eindrang, zwangen die Croaten den Organisten Johann Jüngling zu Bovenau, welcher zu Wittenberg einige Jahre ein Hausgenosse Luthers gewesen war, im 105. Jahre seines Alters auf der Orgel zu spielen. Aus Eifer für seinen ehemaligen Lehrer wählte er das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Da rissen die Unmenschen ihn von seinem Sitze, schleppten

ihn bei den Haaren durch die Kirche und ermordeten ihn mit ihren Säbeln vor dem Altar.

Nro. 680.

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.

Als der kaiserliche General Tilly am 10. Mai 1631 die Stadt Magdeburg mit Sturm erobert hatte, richteten seine Krieger ein schreckliches Blutbad unter den Einwohnern an. Da zogen während dieser Schreckensauftritte die Schulkinder in Ordnung über den Markt her und sangen dies Lied. Darüber ergrimmt, ließ der grausame Feldherr sie Alle, wie einst Herodes die kleinen Bethlehemiten, durch die Croaten niedersäbeln, wiewohl sich selbst zur größten Kränkung, sintemal er solchen Kindermord hernach nicht allein bereuet, sondern auch nach dieser That gar kein Glück mehr gehabt hat.

In Braunschweig beschwerte sich 1558 der Gesandte einer bedeutenden katholischen Macht gegen den Herzog, daß er dies Lied in der Kirche singen ließe, selbst wenn er, der Gesandte, in der Kirche wäre. Der Herzog antwortete kurz: „Mein Prediger ist nicht dazu berufen, daß ich ihm sagen soll, was er predigen und singen läßt, sondern dazu, daß wir ihm hören und folgen. Wollt Ihr's nicht hören, so bleibet aus der Kirche oder ziehet heim." — Es ist dieses Lied allenthalben als ein Gebets- und Bekenntnißlied in der evangelischen Kirche gesungen worden. Darum seien noch einige Worte über seine Entstehung erlaubt.

Die ersten drei Verse wurden von Luther im Jahre 1542 gedichtet und mit der Ueberschrift versehen: „Ein Kinderlied, zu singen über die zwei Erzfeinde Christi und seiner heiligen Kirche, den Papst und die Türken." Darin sollte die „gläubige Jugend ein gewiß, kurz und ernst Gebet wider den Papst und die Türken haben." Daß Luther den Papst und die Türken hier zusammenfaßte, geschah aus folgender Ursache. Papst Hadrian VI.

hatte im Jahre 1522 seinem Nuntius befohlen, er solle den Reichsständen vorstellen, daß Luther nicht besser sei, als Muhammed mit seinem Alkoran. Späterhin aber machte, nach der Erzählung des Burkard, der Papst Alexander selbst einen Bund mit dem Türken und verrieth ihm die Anschläge Karls VII., Königs von Frankreich. Deßhalb hat Luther in diesem Liede Beide, die er für Feinde christlicher Lehre hielt, in eins zusammengefaßt, und weil der Herr aus dem Munde der Kinder und Säuglinge sich eine Macht zubereitet, und weil hier die Gefahr, beides vom Papst und vom Türken, so groß war, so haben's überall die Kinder fleißig singen und beten müssen. Deßhalb findet man in einem alten Buche auch folgende Nachricht: „Es ist ein allgemein Geschrei, daß der türkische Kaiser seine Gelehrten soll zusammengefordert haben und sie gefragt, ob er werde Glück haben wider die Christen. Sollen sie geantwortet haben: zu Felde, da er mit seinem Volk, als Menschen wider Menschen streiten würde, würde er Glück haben, aber es wären noch viel Kinderlein in Deutschland, die stets zwitscherten: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steu'r des Papst und Türken Mord," die würden ihn ohne Wehr und Waffen schlagen und zurücktreiben." Ob diese artige Erzählung wahr sei, lassen wir dahingestellt; aber daß dies kernige Heldenlied in der evangelischen Kirche überall, obschon zum großen Verdruß der Katholischen, viel und reichlich von Jung und Alt mit reichem Segen gesungen worden ist, das ist wahr. An manchen Orten hielt man dies Lied so sehr in Ehren, daß man Morgens und Abends an die Betglocke schlug, damit Jedermann dies Lied sänge. In einer Ulmer Kirchenordnung ist es als Mittagsgebet vorgeschrieben.

Nro. 681.

Wo Gott, der Herr, nicht bei uns hält.

In den Schreckensjahren der französischen Revolution kam auch in das Steinthal, im Elsasse, wo der selige

Oberlin seit dem Jahre 1767 in reichem Segen wirkte, der Befehl der neuen Regierung: die Gemeinde solle ihre bisherigen Gottesdienste einstellen, sich einen Präsidenten erwählen, einen Redner ernennen und dann an gewissen Tagen Clubs oder Versammlungen halten, um sich über die Bekämpfung der Tyrannen und Feinde der Freiheit zu berathen. Pfarrer Oberlin ließ in Folge dieses Befehls die Häupter der Gemeinde unter der Linde zusammenkommen, las ihnen das eingegangene Schreiben vor und forderte sie dann auf, sofort die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um dem Willen der Obrigkeit möglichst nachzukommen. Zu dem Ende schlug er vor Allen vor, daß man den bisherigen Schulmeister des Orts zum Bruder Präsidenten erwähle, und ließ sich's gefallen, daß er auf dessen Vorschlag zum Bruder Redner ernannt wurde. Als dies geschehen war, bemerkte er, es sei nun noch auszumachen, in welchem Hause und an welchem Tage man Clubs halten wolle. Das Haus des Bruder Präsidenten habe wohl eine große Stube, die alte Schulstube, sei aber doch zu klein, da wohl auch die Weiber werden gern an den Versammlungen Theil nehmen wollen; auch das bisherige Pfarrhaus habe nicht Raum genug, und er wisse wohl im ganzen Steinthal kein schicklicheres Haus, als die alte bisherige Kirche. Und so wurde dann einmüthig beschlossen, die Clubs in der Kirche zu halten, wie dann, nachdem der Redner nachgewiesen, daß als Versammlungstag für die Steinthäler unter allen Tagen der Woche doch der abgestellte Sonntag der bequemste sei, auch dieses mit allgemeiner Zustimmung angenommen wurde.

Am nächsten Sonntage war die Kirche, wie gewöhnlich, voll Männer und Weiber, Jung und Alt, und der neue Redner, der seinen Stand vorerst neben dem Altar auf ebenem Boden genommen hatte, begann nun zu den Versammelten also: „Was dünkt Euch, sollte es nicht besser sein, ich stelle mich auf die bisherige Kanzel? Wir sind doch zu arm, uns einen besonderen Redner-

stuhl machen zu lassen, und da oben könnt Ihr mich besser sehen und hören.“ Sämmtliche Anwesenden fanden es auch also am Besten und Oberlin trat auf die Kanzel, wo er das Schreiben der Regierung aus der Tasche zog, abermals vorlas und dann fortfuhr: „Also, meine Mitbürger, gegen die Tyrannen sollen wir reden und über ihre Abschaffung uns berathen. Tyrannen sind in alten Zeiten solche und solche gewesen, und haben dies und dies gethan. Hier in unsern Bergen und Thälern haben wir nun freilich keine solche, und es wäre unnöthig, Euch weiter von diesen zu reden. Aber dennoch weiß ich Euch Tyrannen zu nennen, deren es auch im Steinthal gibt, wie anderwärts, Tyrannen, die sich in Eure Häuser, ja sogar in Eure Herzen eindrängen und Eure Freiheit, wie Eure Habe, sammt Leib und Leben mehr bedrohen, denn jene. Ich meine die Tyrannen, von welchen schon in einem alten Buche geschrieben stehet, „nämlich Augreiz, Fleischeslust und hoffartvolles Wesen (1. Joh. 2, 16).“ Von diesen also will ich Euch reden und Euch auch die besten Mittel beschreiben, wie Ihr dieselben abschaffen und ihrer los werden möget.“ Als Oberlin so seine erste Rede gegen die Tyrannen gehalten und die Versammlung tief ergriffen zugehört hatte, sagte er: „Nun laßt uns zum Beschlusse auch Eins miteinander singen und zwar, da wir noch keine neuen Lieder haben, aus unserm alten Gesangbuche.“

Nro. 684.

Verzage nicht, du Häuflein klein.

Gustav Adolf dichtete dies Lied im Jahre 1631 nach der Leipziger Schlacht mit Bezug auf das damals gegegebene Losungswort: „Gott mit uns!“ Am Morgen des 6. November 1632 stand abermals die katholische Armee (jetzt unter Wallenstein) bei Lützen dem König Gustav Adolf, dem Hort der protestantischen Kirche

Deutschlands, schlagfertig gegenüber. Als der Morgen graute, ließ der König den Fabricius rufen, daß er die Betstunde hielte. In dieser Betstunde sang das ganze Heer des Königs das Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein.“ Der König lag dabei auf seinen Knieen und betete inbrünstig. Dann stellte er das Heer in Schlachtordnung, gab wieder das Losungswort zur Schlacht: „Gott mit uns!“ und bestieg sein Pferd. Der Diener wollte ihm seinen Harnisch anlegen, aber er antwortete: „Gott ist mein Harnisch,“ und ließ sich nur mit einem ledernen Koller bekleiden. Darauf ritt er die Linien entlang und ermunterte die Seinen zur Tapferkeit und ließ dabei die Weisen spielen: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und: „Es wolle Gott uns gnädig sein.“ Da fing der Nebel zu sinken an und die Sonne blickte durch. Der König that ein kurzes Gebet und rief dann: „Nun wollen wir daran, das walte der liebe Gott!“ und abermals rief er laut: „Jesu, Jesu, hilf mir heut streiten zu deines Namens Ehre!“ Dann sprengte er gegen den Feind. Gegen 11 Uhr Mittags traf ihn eine tödtliche Kugel. Mit den Worten: „Mein Gott! Mein Gott!“ sank er sterbend vom Pferde. Die Seinen drangen aber unaufhaltsam auf den Feind, bis sie den Sieg errungen hatten. — Wenige Tage vor seinem Ende hatte der König, als sie ihm bei seinem Einzuge in Naumburg fast abgöttische Ehre erzeigten, zu Fabricius gesagt: „Ich sehe wohl, Gott wird entweder mich durch einen zeitlichen Tod wegnehmen, oder der Armee ein Unglück begegnen lassen, denn die Menschen verlassen Gott, werden sicher und setzen ihr Vertrauen auf mich und vergessen des Gebets.“

Nro. 717.

Gott, den ich als Liebe kenne.

Der fromme Arzt Chr. Fr. Richter dichtete dieses Lied in seiner letzten kränklichen Zeit auf dem Kranken-

bette sich selbst zur süßen Arzenei. Erst nach seinem Tode erschien es zum ersten Male im Druck im Jahre 1713.

Der Bruder des Prälaten Albrecht Bengel, der gottesfürchtige Expeditionsrath und Vogt Joseph Bengel zu Sulz am Neckar († 25. Juli 1752), dessen letzte Krankheit viel mehr noch, als bei Hiob, ein „Gefängniß" zu nennen war, ergötzte sich am Tage seiner sehnlich gewünschten Erlösung noch ganz besonders mit diesem Liede.

Nro. 719.

Ich hab' in guten Stunden.

Gellert begegnete während des siebenjährigen Krieges an einem kalten Wintermorgen auf einem Spaziergange vor den Thoren Leipzigs einem ärmlich gekleideten Weibe, das schluchzend am Wege saß und sein Angesicht in seine Schürze verbarg. Gellert, der keines Menschen Noth theilnahmlos zusehen konnte, blieb stehen und fragte das arme Weib nach der Ursache seines Jammers. Wiewohl es Anfangs nichts erwidern zu wollen schien, machte doch das freundliche und theilnehmende Wesen Gellerts einen solchen Eindruck auf es, daß es endlich vertrauensvoll sein Herz ausschüttete. Da bekam denn Gellert zu hören, daß des Weibes Mann schon Jahr und Tag krank zu Bette liege und nichts verdienen könne, daß es an Holz und Brod und Geld fehle und jeden Morgen sechs hungernde Kinder um den Tisch sitzen, und daß ihnen der Miethsherr, ein reicher, aber harter Mann, alles Ernstes gedroht habe, sie alle mit einander morgenden Tages aus dem Hause werfen zu lassen, wenn sie nicht die schuldigen 30 Thaler Hauszins bezahlen würden. Lauter schluchzte das Weib und heißer rannen seine Thränen. Gellert reichte ihm die Hand und sagte tröstend: „Weinet nicht, noch lebt ja der alte Gott, der

mich dieses Wegs geführt, um Zeuge eurer Noth zu werden!" Gellerts sofortiger Einladung, ihm in seine Wohnung zu folgen, willfahrte das Weib nicht ohne längeres Widerstreben. Als sie dort angekommen waren, öffnete Gellert sein Pult, langte eine Rolle hervor und legte sie in des Weibes Hand mit den Worten: „Es sind just 30 Thaler; nehmt sie getrost, es ruht kein Fluch darauf!" Im Uebermaße ihres Glückes warf sich das Weib unserm Gellert zu Füßen und wollte kaum mehr ablassen zu danken. Und die Gabe war allerdings des Dankes werth, denn sie war das einzige und letzte Geld, das Gellert noch hatte, und von ihm zum Ankaufe des Winterholzes bestimmt. Ja, sie war um so dankenswerther, als Gellert bei seiner Schwächlichkeit und Kränklichkeit und seiner sitzenden Lebensweise eines gewärmten Zimmers nicht entbehren konnte. Als ihn deßhalb einige Sorgen beschleichen wollten, griff er, nach seiner Gewohnheit, um den Sorgenteufel zu verscheuchen, nach dem Schwerte des Geistes, nämlich nach seinem lieben Bibelbuche. Als er es aufschlug, fiel sein Blick auf das Wort Hiobs: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch hinnehmen!" Diese Worte richteten ihn so mächtig auf, daß er zu Feder und Tinte griff und seine Gedanken in vorstehendem Liede zu Papiere brachte.

Nro. 737.

Es wolle Gott uns gnädig sein.

Ein römischer Priester war bös, als man in der Wolfenbüttel'schen Hofkapelle das lutherische Lied sang: „Es wolle Gott uns gnädig sein," und er beklagte sich gegen Herzog Heinrich: „Sie wollen lutherische Gesänge aufbringen und ketzerisch werden!" — Heinrich sagte: „Welche Lieder?" — „Das: es wolle Gott uns gnädig sein!" — Unerwartet antwortete aber der sonst Luthern unholde Herzog: „Soll uns denn der Teufel gnädig sein? Wer

soll uns denn sonst gnädig sein, als Gott allein?" — Das Lied ist im Jahr 1524 von Dr. Martin Luther gedichtet.

Hans von Lunderstedt ist des Grafen von Regenstein am Harz Rath und Hauptmann, auch der vornehmste Beförderer des hl. Evangeliums in derselben Grafschaft gewesen, denn der alte Graf Ulrich ist gar hart auf dem Papstthum gelegen und gar heftig den lutherischen Predigern entgegen gewesen, ehe er eines Bessern berichtet worden, hat er auch mit Fleiß Achtung geben lassen, daß die neue Lehre (so nannte man damals das reine lautere Evangelium) in seine Herrschaft nicht einschleiche: denn die Pfaffen bleueten ihm mit falschem Bericht die Ohren wohl voll, wiewohl der Graf von Luthers Lehre Nichts gelesen, noch auch hören wollen. Als aber ein Pfarrherr unter seinem Gebiet die beiden Psalmen, den 46. und den 67., wie sie Luther gesangsweise gestellt: Ein' feste Burg ist unser Gott 2c. und: Es wolle Gott uns gnädig sein 2c. zum ersten Mal in der Kirche singen lassen, haben die Feinde der Wahrheit solches dem Grafen auf das verdrießlichste vorgebracht. Darüber der Graf, heftig bewegt, nach dem Hauptmann von Lunderstedt geschickt, und ihm solches geklagt und ernstlich befohlen, den Pfaffen beim Kopf zu nehmen und gen Halberstadt zu schicken, damit er allda examinirt und in gebührliche Strafe gewiesen würde. Darauf der Hauptmann den Grafen erinnert, gemachsam zu thun, denn es möchten vielleicht keine bösen Lieder gewesen sein. Der Graf antwortete wieder: Sie möchten sein, wie sie wollten, so wären sie gleichwohl lutherisch und demnach auch ketzerisch, daher er sie in der Herrschaft weder zu leiden, noch zu gedulden gedächte. Der Hauptmann fragte: ob denn Se. Gnaden eigentlich wüßten, was es für Lieder sein sollten? — Der Graf antwortete: Ja! — Der Hauptmann antwortete dem Grafen mit Bescheiden-

heit: Gnädiger Herr, Ew. Gnaden bedenken sich wohl, was Sie da thun, wollten Ew. Gnaden nicht Gott Euere feste Burg sein lassen? Wollten Sie nicht, daß man ihn dafür bekennen, rühmen und preisen sollte in Ihrer Herrschaft? Wollten denn Sie auch nicht, daß uns Gott gnädig sei? und daß man ihn darum bitte und anrufe? — Ei, wer soll uns denn gnädig sein? Vor Teufels Gnade behüte uns Gott. Hierauf berichtet er dem Grafen, daß es zwei Psalmen seien, und Luther sie in Reime gefaßt, daß man sie singen könne, und daß Nichts darinnen, denn nur Bitten und Gebet zu Gott, daneben Lehre und Trost für uns zu finden sei. Um nun dem Grafen den unchristlichen Sinn der Kläger zu zeigen, liest er ihm das Lied: Es woll ꝛc. vor, wodurch denn der Graf beruhigt wurde, und selbst in ihm das Verlangen wuchs, Luthers Schriften zu lesen. Die seligen Folgen hiervon zeigten sich gar bald, denn er öffnete nach kurzer Zeit der reinen Lehre Thor und Thür in seiner Grafschaft.

Nro. 753.

Zion klagt mit Angst und Schmerzen.

Die selige Fürstin Henriette Luise, Markgräfin zu Brandenburg, ermahnte auf ihrem Sterbebette ihren Hofprediger, M. Kaspar Hammerschmied, und ihre Hofdamen, sie sollten anstatt des Weinens singen. Sie bestimmte selbst, ihre herzliche Sterbelust und Himmelsfreude anzuzeigen, was man singen sollte, nämlich: „Ach, wie sehnlich wart ich der Zeit ꝛc. Zion klagt mit Angst und Schmerzen ꝛc. und Christus der ist mein Leben" ꝛc. Diese drei geistlichen Lieder hat die gottselige Fürstin unter dem heißen Weinen der betrübten Umstehenden mit freudigem Herzen, lächelndem Munde und lieblicher Stimme von Anfang bis zu Ende gesungen und bald hernach ohne einiges Ach und Weh ihren Geist sanft

und still aufgegeben zu Onolzbach im Jahre 1650, im 27. ihres Alters und im 8. ihres fürstlichen Ehestandes.

Nro. 761.

Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ.

Wir haben in jetziger Zeit Ursache genug, dieses Lied recht fleißig zu singen und zu beten, wie es unsere frommen Vorfahren thaten. Dieselben hatten nämlich die schöne Sitte, so oft die Abendglocke ertönte, ihr Haupt zu entblößen, ihre Geräthschaften und Arbeiten auf die Seite zu stellen und still oder laut das herrliche Gebet zu sprechen: „Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ."

Ein Reisender erzählt, daß er diese fromme Sitte auf seinen Wanderungen noch in neuester Zeit bei biedern Landleuten gefunden habe, namentlich bei einer Wirthin im Badenschen, die, als die Abendglocke ertönte, dies Lied ihrer Familie mit unverkennbarer Andacht vorsprach, und sich nicht dadurch stören ließ, daß ziemlich viele Gäste anwesend waren. Mich hat, fährt der Reisende fort, die Sache so ergriffen, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann: Ach, möchte diese fromme Sitte auf's Neue herrschend werden!

Nro. 762.

Wachet auf, ruft uns die Stimme.

Ueber die Entstehung dieses Liedes berichtet Nicolai in der Vorrede zu seinem „Freudenspiegel" selbst: „In solchem Jammer und Elend, als es hier zu Unna in allen Gassen rumorte, und oft etliche Tage an einander über die zwanzig und bis an die dreißig Todten nicht weit von meiner Wohnung auf dem Kirchhof verscharrt wurden, hab ich mit Todesgedanken mich immer schlagen müssen, und war mir einmal zu Muth wie Hiskia, Jes. 38. Es überfiel die Pest mit ihrem Sturm und

Wüthen die Stadt wie ein unversöhnlicher Platzregen und Ungewitter, ließ bald kein Haus unbeschädigt, brach endlich auch zu meiner Wohnung herein, und gingen die Leute umher, wie Moses 5. Buch, Cap. 28 schreibet. Inmaßen denn auch mir eitel viel traurige Zeitungen und traurige Botschaft zu Ohren kommen von etlichen meinen Schwestern, Blutsfreunden und Schwägern, durch die Pest erwürget und hingerissen, welches nur meine Bekümmerniß vermehrte, und so viel weitläufiger Anlaß gab, all mein Datum, Herz und Gedanken von der Welt abzuwenden. Da war mir nichts Süßeres, Lieberes und Angenehmeres, als die Betrachtung des edlen hohen Artikels vom ewigen Leben, durch Christi Blut erworben."

Nro. 764.

Jerusalem, du hochgebaute Stadt.

Als Gützlaff, der große Chinesenapostel, im Spätherbst 1850, nachdem er seine Rundreise durch Europa vollendet hatte, wiederum nach China zurückkehrte, war seine Kraft gebrochen durch Arbeit und Gram, den er erfuhr. Als er nun sein Ende herannahen fühlte, bestellte er sein Haus, betete mehrere Stellen aus dem Liede: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" — und schloß dann mit dem tiefgeholten Seufzer: „Wollt Gott, ich wär in dir!" (V. 1.) Als man ihn fragte, was denn aus seiner chinesischen Heerde werden sollte, antwortete er getrost: „Ich habe sie dem Herrn des Weinbergs anbefohlen und ihn gebeten, daß er sie Seinem Sohne zum Erbe gebe."

Nro. 765.

Alle Menschen müssen sterben.

Georg Albinus dichtete dies Lied auf die Begräbnißfeier des Kaufmanns Paul von Henßberg in Leipzig, die am 1. Juni 1652 statt hatte und bei der es zum ersten Male, auf besondere Blätter gedruckt, gesungen

wurde. Der Originalaufsatz ging im Febr. 1713 mit andern in einem eisernen Kasten aufbewahrten Seltenheiten bei einem Brande verloren. — Man erzählt, der selige Dr. Spener habe es zu Frankfurt in seinem Studirzimmer von Einigen in seinem Garten singen hören, und sei dadurch so gerührt worden, daß er geglaubt habe, es wäre Engelmusik.

Ein Mann, dem sein Christenthum nicht sonderlich am Herzen lag, ging einst am Todtenfeste zur Kirche. Als er eintrat, stimmte der Kantor gerade an: „Alle Menschen müssen sterben.“ Dies und der schwarzbehangene Altar mit seinen brennenden Lichtern machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er von da an täglich seiner Sterblichkeit eingedenk war und seine Seligkeit schaffte mit Furcht und Zittern.

Nro. 766.

Ermuntert euch, ihr Frommen.

Johanna Eleonore Wiegleb, die Tochter eines frommen Predigers zu Glaucha bei Halle, hatte schon in ihrem 4. Jahre großes Verlangen, die Schule zu besuchen. Sie war ihren Lehrern mit herzlicher Liebe zugethan. Mit der ganzen Bibel war sie vertraut und hatte sich die biblischen Geschichten wohl eingeprägt. Einst bekam sie zum Weihnachtsgeschenk ein Buch „die Reise der Gottseligkeit,“ welches in Bildern erzählte, wie die Gottseligkeit überall einkehren will, aber meistens abgewiesen wird. Es machte ihr dasselbe große Freude. An den Sonntagen sang sie mit ihrem ältesten Bruder am liebsten geistliche Lieder. Sie wurde krank und sah keine Hoffnung mehr vor sich, wieder aufzukommen, aber sie fürchtete sich nicht vor dem Tode. Einst fing sie an, bitterlich zu weinen; man glaubte, sie weine über ihren nahen Tod. „Nein,“ sagte sie, „deßwegen weine ich nicht, sondern weil ich mich noch nicht geschickt genug

zum Tode fühle; ich will ja gerne sterben.“ Als man ihr sagte, man wolle für sie beten, daß Gott sie zum Tode bereiten wolle, wurde sie wieder beruhigt. Oft ließ sie ihren Vater rufen, daß er mit ihr beten möchte. Wie ein Lamm lag sie da, auf den Tod wartend. Ihre Freudigkeit zu sterben wuchs fortan. Als man ihr den 3. Vers des Liedes: „Ermuntert euch, ihr Frommen“ sang, entschlief sie sanft bei den Worten: „Ihr klugen Jungfrau'n all“ ꝛc. Das geschah 1720. Aug. Herm. Francke hielt ihr die Trauerrede über Matth. 9, 24: „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft.“

Nro. 773.

O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen.

Im Juli 1719 ließ sich Prälat Dr. Hochstätter, 83 Jahre alt, zu den Gräbern seiner Väter in der Kirche zu Bebenhausen tragen und sich dabei von seiner ganzen Familie begleiten. Zu denen sprach er, daß, wenn der Herr befehle: „Bestelle dein Haus, du mußt sterben,“ man mit diesem Gebot es nicht so leicht nehmen müsse. Darauf hat er seine eigene Grabstätte ausgesucht und mit Gottes Wort und mit ernster Anrede an die Seinen eingeweiht, wobei er ausrief: „Sehet, wie ich mich freue, in die Kammer meines Grabes zu kommen, denn hier ist meine Brautkammer, daraus mich mein Heiland mit unaussprechlicher Freude ausführen wird.“ Dann ließ er zum Beschluß singen: „O wie selig seid ihr doch“ ꝛc. und: „Christus der ist mein Leben.“

Nro. 777.

O Ewigkeit, du Donnerwort.

Dies Lied ist schon Manchem ein „Donnerwort“ geworden. Der berüchtigte, 1715 zu Dresden hingerichtete Räuber Lips Tullian brachte mit diesem Liede Viele von seiner Bande zur Erkenntniß und zum Geständniß. Auch der ruchlose Räuber Damian Hessel wurde dadurch vor

seiner Hinrichtung noch bekehrt. — Scriver ließ es einst zu Magdeburg bei der Beerdigung eines gottlosen Menschen singen, welcher bei einem Donnerwetter sehr geflucht hatte und dann vom Donner erschlagen wurde; „er that auch dabei" — wie Schamelius hinzufügt — „eine Predigt, die ein rechtes Donnerwetter heißen konnte."

Eine junge Dame traf einst, vom Kartenspiel heimkehrend, ihr Stubenmädchen in einem Erbauungsbuche lesend. „Du arme melancholische Seele," sagte sie, „wie kann es dir Freude machen, über einem Buche, wie das ist, so lange zu liegen?" Darauf gingen beide zu Bette. Die Magd schlief bald ruhig ein, die Dame aber lag und seufzte und weinte noch bis nach Mitternacht, so daß die Magd darob erwachte und sie fragte, was ihr wäre. Da brach die Dame in Thränen aus und sprach: „Ach, ich habe in deinem Buche ein Wort gesehen, das mir keine Ruhe läßt — das Wort „Ewigkeit"! O Ewigkeit, o Ewigkeit! — Das Wort hat mir das Herz durchstochen." — Da konnte denn aber die Dienerin der Herrin bessern Trost geben, dieweil noch Zeit war; sie aber legte von Stund an die Karten ab und fing an, sich auf die Ewigkeit zu rüsten.

Nro. 795.

Es ist noch eine Ruh vorhanden.

Verfasser dieses Liedes ist Johann Sigismund Kunth, geboren im Jahre 1700 zu Liegnitz, war 1730 bis 1737 Pfarrer zu Pölzig im Fürstenthume Altenburg, darauf Pastor und geistlicher Inspector zu Löwen, im schlesischen Fürstenthume Brieg, und endlich seit 1743 Pastor und Superintendent zu Baruth, im vormaligen sächsischen Kurkreise, wo er im Jahre 1779 zu seiner Ruhe eingegangen ist. Pölzig war der Rittersitz des vielbegüterten und durch seine Erbauungsschriften wohlbekannten Grafen Erdmann Heinrich von Henkel († 1752). Dessen

älterer Bruder, Besitzer der Standesherrschaft Oberberg und anderer bedeutenden Güter in Schlesien, hinterließ bei seinem Ableben einen einzigen, noch unmündigen Sohn, welchen nun der Oheim, um ihn unter seinen Augen zu erziehen, zu sich nach Pölzig nahm. Nicht lange, so folgte der Sohn und Erbe im angehenden Jünglingsalter dem Vater im Tode nach, und die sämmtlichen gräflich Henkel'schen Besitzungen in Schlesien fielen, als Mannslehen, dem Grafen Erdmann zu. Als dieser nun hinreiste, um die Huldigung seiner neuen Unterthanen anzunehmen, lud er den Pastor Kunth, den er sehr werth hielt, ein, ihn zu begleiten; und außer diesem machte auch Fräulein Eva Wilhelmine von Gersdorf, nachmals verehelichte Franke, welche als vater- und mutterlose Waise viele Jahre lang in dem gräflichen Hause zu Pölzig lebte, die Reise mit. Unterwegs, schon auf schlesischem Grund und Boden, zerbrach der Reisewagen, und die Reisenden waren genöthigt, so lange in dem nächst gelegenen Dorfe zu verweilen, bis der Wagen wieder in den Stand gesetzt war. Dem Grafen, der gern je eher je lieber in Oberberg eingetroffen wäre, war dieser unwillkommene Aufenthalt sehr unangenehm, und er ließ u. A. die Klage laut werden „über die vielfache Unruhe, welcher der Mensch auf Erden ausgesetzt sei." Da sprach Kunth: „Herr Graf, es folgt für die Frommen zu seiner Zeit auch „eine vollkommene Ruhe." Sie wissen ja selbst, was die Schrift sagt: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." Diese Rede konnte die gute Wirkung nicht verfehlen auf des Grafen frommes Gemüth, und seine Verstimmung war augenblicklich beseitigt. — Nun ging Kunth hinaus in's Freie (es war ein schöner Frühlingstag), setzte sich unter einen grünen Baum und dichtete das Lied: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden," welches er dann der Reisegesellschaft zu Aller Erbauung vorlas.

Nro. 797.

Selig sind des Himmels Erben.

Unter den Klängen dieses Klopstock'schen Liedes wurde Lavater am 4. Jan. 1801 zur Grabesruhe bestattet.

Auch bei der Beerdigung des noch zu Stuttgart in gesegnetem Andenken stehenden frommen Jugendlehrers Jeremias Flatt wurde es bei der Leichenrede, die ihm sein Anverwandter, Stiftsprediger C. Chr. Flatt, als einem andern Simeon über Luc. 2, 29 hielt, in der Stiftskirche gesungen (18. Jan. 1822). Die Schaar der Kinder, die er unterrichtet hatte, hatte sich bitterlich weinend an sein Grab gelegt, in das er eingesenkt wurde, und bei den Thränen der Kleinen war auch in den Alten und Großen manche Thräne der Dankbarkeit und Liebe aufgewacht, dafür, daß er, dessen Leib man da einsenkte, ihnen einst ein treuer Führer zum Leben, späterhin Freund, Rathgeber, Friedensstifter des Hauses gewesen war, und sie fühlten daher Alle, als dieses Lied in der Kirche angestimmt wurde, was es sagen wollte. Der edle Todte selbst war so selig in seinem Erbschaftsrecht dahingeschieden. Als ein Freund noch zu ihm mit dem Gruße trat: „Ich wünsche Ihnen den Frieden Gottes," da öffnete der Sterbende noch einmal seine geschlossenen Augen, deutete auf seine Brust und antwortete mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Dieser Friede ist hier." Darauf ließ er sich die 2 letzten Kapitel der Offenbarung Johannis vorlesen, und als es zu den Worten von Vers 20 im letzten Kapitel kam, sprach der Sterbende selber: „Ja, ich komme bald," und fügte sein letztes „Amen" hinzu; denn mit diesem Worte entschlief er.

Nro. 806.

Aus meines Herzens Grunde.

Im Jahre 1631 den 7. Dec. unternahm Gustav Adolph, König von Schweden, bei Oppenheim den Uebergang über den Rhein, um das starkbefestigte Mainz auf dem linken Rheinufer anzugreifen. An der Stelle, wo sein Heer unter dem Gesang des schönen Morgenliedes: „Aus meines Herzens Grunde" im Angesichte des Feindes über den Rhein zog, ließ er ein Denkmal errichten. Noch 70 Jahre hernach bezeichnete sie der auf hoher Säule sitzende gothische Löwe mit dem Helme auf dem Haupte, Blick und Schwert nach dem westlichen Ufer gewendet.

Nro. 808.

Gott des Himmels und der Erden.

Durch dieses Lied, welches ein christlicher Schneidergesell 1685 in Hamburg in der Werkstatt eines reichen Juden sang, ist die Tochter des letztern so angeregt und ergriffen worden, daß sie dem Heile in Christo Jesu weiter nachforschte und endlich trotz des Widerstandes ihres Vaters den Namen des Herrn bekannte.—Lied und Melodie sind von Alberti (Albert).

Nro. 809.

Wach auf, mein Herz, und singe.

Obiges Lied hat Gerhardt schon als Candidat gedichtet, es ist eins von seinen drei ältesten Liedern, seit 1649 bekannt. Der letzte Vers (10) dieses Liedes hat einmal einen frommen Schneider in Aigen in Oberöstreich trösten müssen. Er wurde in einer Nacht plötzlich vom Schlage gerührt und am linken Arm gelähmt. Da sah er am andern Morgen, als er gar keine Kraft mehr im Arm verspürte, zagend auf sein Weib und seine Kinder, und ihm wurde sehr bange; aber plötzlich fiel ihm dieser Vers ein, den er betete und dadurch sofort

im Glauben kräftig gestärkt wurde. Und der Herr half auch sofort, indem alle Freunde und Nachbarn, als sie das Unglück hörten, mit ihrer Hülfe zusprangen, so daß der Schneider bald mehr hatte, als zuvor. Gerade zwei Jahre später rief ihn der Herr ab, und in seiner Todesstunde tröstete er sich abermals mit diesem Vers.

Nro. 815.

Seele, du mußt munter werden.

Friedrich Rudolf Ludwig, Freiherr von Canitz, die Zierde des deutschen Adels seiner Zeit, geboren 1654 in Berlin, wo er auch erzogen ward, im Dienste des großen Churfürsten und seines Nachfolgers bei den wichtigsten Unterhandlungen gebraucht, gestorben 1699 in seinem 45. Jahre als wirklicher geheimer Staatsrath. Der durch sein schönes Morgenlied: „Seele, du mußt munter werden“ 2c. durchgehende Preis Gottes im Bilde der allbelebenden Sonne und besonders noch der 8. Vers stimmen wunderbar mit des Dichters letzten Worten und Tod. Denn nachdem er acht Tage hindurch den ihm bevorstehenden und angekündigten plötzlichen Tod mit voller Gewißheit und Heiterkeit erwartet hatte, ließ er sich am 11. August beim ersten Tagesanbruch ankleiden und an ein offenes Fenster führen. Hier betrachtete er die aufgehende Sonne mit unverwandten freudigen Augen, lobte Gott und rief zuletzt aus: „Ei, wenn das Anschauen dieses irdischen Geschöpfes so schön und erquickend ist, wie viel mehr wird mich der Anblick der unaussprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers selbst entzücken!“ nach welchen Worten er entseelt zur Erde sank.

Nro. 815½.

Christe, wahres Seelenlicht.

Christian Mende war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einem kleinen Dörfchen an den bayrischen Alpen geboren. Er kam in seiner Jugend

durch Leichtsinn unter die preußischen Soldaten, unter den Soldaten in große Noth, in der Noth endlich durch christliche Zusprache zu Gott. Nachdem er eine lange Zeit gedient, nahm er eine erledigte Nachtwächterstelle in Berlin an. Mit großer Freude ging er zu seinem Nachtwächterdienst über und versah denselben über 25 Jahre, und zwar mit solcher Vorliebe für denselben, daß er sagte: „Es ist die herrlichste Profession, ein Nachtwächter zu sein. Am Tage schlafe ich oder arbeite auf meinem Handwerk (er war ein Schneider), und die ganze Nacht bin ich mit meinem Herrn allein." — Im Anfange hatte er sein Revier in der neuen Friedrichsstraße. Damals galt noch in Berlin die löbliche Gewohnheit, daß die Nachtwächter, nachdem sie die Stunde gerufen und mit dem Horne ein Zeichen gegeben hatten, einen Vers aus einem bekannten Liede sangen. Mende war ein lebendiges Gesangbuch. Er sang die schönsten, kräftigsten alten Kirchenlieder auf eine so erbauliche Weise aus innerstem Herzensgrunde, wie wohl selten ein Nachtwächter gesungen haben mag. — Schon den zweiten Tag nach dem Antritte seines Amtes kam er in eine nicht geringe Versuchung. Als er nämlich, von der Friedrichsstraße kommend, in die Gegend der aus Casernen bestehenden Gebäude kam, sah er die Compagnie, bei der er so lange gestanden, versammelt antreten. Der Capitän stand vor der Fronte. Mende stutzt und kommt in Versuchung: „Singst du, so lacht die ganze Compagnie; singst du nicht, so verleugnest du deinen lieben Herrn." Bei keinem Kugelregen war er so unentschlossen gewesen. Doch nach einigen Augenblicken behält die Stimme die Oberhand: Es ist dein Ruf, in Gottes Namen! — Er tritt auf seinen Rufplatz, gerade vor die Compagnie, grüßte den Hauptmann, welcher ihm dankte, und beginnt nun mit seiner kräftigen Baßstimme den Morgenvers: „Christe, wahres Seelenlicht" 2c. Nicht ein Laut der Mißbilligung und des

Spottes wurde hörbar. Von da an beschloß der treue Mann, sich nie mehr durch Menschenfurcht vom Singen abhalten zu lassen. Einige Zeit darauf ward Mende in ein besseres Revier, an der Oranienburgerstraße, Wassergasse &c. versetzt. Der eigentliche Anlaß zu dieser Versetzung soll eine vornehme Person gewesen sein, welcher der kräftige, ausdrucksvolle Gesang dieses frommen Nachtwächters unbequem war. Schon damals gab es Aerzte, welche dieses Singen für Nerven aufregend hielten. Sagt doch schon Salomo (Sprüche Sal. 25, 20): „Wer einem bösen Herzen Lieder singt, das ist wie ein zerrissenes Kleid im Winter und Essig auf der Kreide."

Nro. 846.

Werde munter, mein Gemüthe.

Dies Lied ist dem frommen Herzog Johann Georg zu Mecklenburg vor seinem 1675 erfolgten Tode zum großen Segen gewesen. Als man ihm nach empfangener Absolution V. 4 dieses Liedes vorbetete, sprach er: „Lasset mich den schönen Vers allein beten." Das that er denn auch mit gefalteten Händen und unter vielen Thränen. Dann nach empfangenem heiligem Abendmahl sprach er zu seinem Beichtvater: „Da ich noch ein Knabe war, lernte ich in meinem Katechismus; den habe ich noch nicht vergessen, und in demselben diese Worte: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit!" Nun habe ich Vergebung der Sünden empfangen, darum habe ich auch Leben und Seligkeit und darum will ich selig sterben," was er auch nach wenigen Stunden erreichte.

Nro. 847.

Nun ruhen alle Wälder.

Die Geschichte hat uns die ganz bestimmte Veranlassung zu diesem Gesang überliefert. Paul Gerhardt war von 1652—57 Pfarrer in Mittenwalde; hier herrschte

die schöne Sitte, daß jeden Abend ein Lied vom Thurme geblasen wurde; es war das zu der Zeit, als Paul Gerhardt dort hinkam, die Melodie des allbekannten und weitverbreiteten Volks- und süddeutschen Wanderliedes: „Insbruck, ich muß dich lassen.“ Die Melodie dieses Liedes gefiehl ihm sehr wohl, er wünschte aber, daß am Abende auch wirklich ein Abendlied geblasen würde. So machte er sich denn daran und dichtete im Jahre 1653 zu der Melodie jenes Liedes das Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder.“ Dieses Lied fand so vielen Anklang, daß es das erstere bald verdrängte und von nun an in Mittenwalde — nach allgemeiner Annahme, nicht jenes mehr, sondern dieses vom Thurme geblasen, ja daß es selber bald ein weit verbreitetes Volkslied wurde — und endlich gar, seines religiösen Inhalts wegen, in die Gesangbücher aufgenommen und Kirchenlied wurde.

Es war am 14. September 1796, da kamen schwere Schreckensstunden über das hessische Städtchen Lisberg, das auf einer der Vorhöhen des Vogelberges liegt. Neun Reiter der französischen Armee, welche, nachdem sie von Erzherzog Karl geschlagen worden, sich in den Wäldern des Spessart wieder gesammelt hatte, erschienen am Morgen jenes Tages in dem Städtchen und verlangten Quartier für 400 Mann. Von den Einwohnern schnöde abgewiesen, kamen sie bald ihrer zwanzig wieder, jagten mit gezogenem Säbel durch die Stadt, schlugen, wer ihnen begegnete, und erfüllten Alles mit Schrecken, so daß ein Bürger seine Flinte ergriff und nach einem Reiter schoß. Rache schnaubend rückte hierauf mit einbrechender Nacht eine Abtheilung von 500 Mann gegen das arme Städtchen. Was noch fliehen konnte, floh dem nahen Walde zu, aber den Zurückgebliebenen ging es sehr übel. Der alte Pfarrer des Ortes, Ph. J. Koch, der dem einziehenden Feinde war entgegen gegangen, um Gnade zu bitten für die Stadt,

wurde ohne Weiteres erschossen. Ein gleiches Loos traf noch vierzehn Personen, außer welchen über zwanzig schwer verwundet und grausam mißhandelt wurden. Nachdem so während mehrerer Stunden das Städtchen der Wuth und der Plünderung der Soldaten preisgegeben war, wurde es dann an allen Ecken angezündet, und an 58 Wohnungen sanken allmählig in Asche. Draußen aber vor der Stadt stand etwas abwärts von der Straße ein Häuschen und in dem saß eine Mutter, die nicht hatte fliehen können, denn ihr Kindlein lag krank in der Wiege. Doch hatte sie, als das Schießen, Morden und Brennen in der Stadt begann, die Thüre ihres Hauses verriegelt und sich dann betend neben ihrem Kinde niedergelassen. So lag sie eine Zeit lang da, zitternd auf den Tumult in der Stadt horchend, als plötzlich auch an ihre Thüre mit einem Gewehrkolben gestoßen wurde. Diese, alt und gebrechlich, wie sie war, leistete wenig Widerstand, und mit gefälltem Bajonette stürzte ein Franzose wüthend in die Stube. Blaß wie der Tod streckte die erschrockene Mutter ihre beiden Hände über das Kind und betete im Tone des ängstlichen Flehens den 8. Vers ihres gewohnten Abendliedes: „Breit aus die Flügel beide" ꝛc. Hat der Franzose den Sinn der Worte verstanden, war er vielleicht von Geburt selbst ein Deutscher, etwa ein Elsässer oder Pfälzer, und hatte eine fromme Mutter dieses Lied einst auch an seiner Wiege gesungen, oder war es die Sprache des Geistes Gottes, deren Verständniß sich dem wilden Krieger in dem Augenblicke aufschloß, und die aus dem Tone, wie aus dem Auge jener Mutter zu ihm sprach; genug, er senkte plötzlich die Todeswaffe, stand da eine Weile wie unbeweglich, trat dann näher zur Wiege, legte seine rauhe Hand sanft auf des Kindes Haupt, indessen seine Lippen sich wie zum Gebete bewegten und dicke Thränen über sein bärtiges Angesicht herabfielen. Dann reichte er der Mutter die Hand und ging schwei-

gend von dannen. Als nach einiger Zeit die Frau sich erhob und durch das kleine Fenster hinausschaute, siehe, da stand der Soldat, das Gewehr im Arm, unter einem Birnbaum der Thüre gegenüber, als stände er allda Wache, allen Schaden und Schimpf von dem Hause seines Schutzes fern zu halten. Erst als sämmtliche Soldaten mit Beute beladen abzogen, verließ auch er seinen Posten und zog von dannen, gewiß in seinem Herzen einen größeren Schatz mitnehmend, als seine Kameraden in ihren Säcken.

Mitten im Kinzigthale, bei der ehemals freien Stadt Gelnhausen und am Saume des uralten Reichsforstes, genannt der Büdinger Wald, erhebt sich ein hoher, zum größten Theile mit Weinpflanzungen bedeckter Berg, der eine stattliche Kirche mit den Wohnungen für Pfarrer und Küster trägt. Man nennt den Ort nur „auf dem Berge," und die Kirche ist der Mittelpunkt eines weitläufigen Kirchspieles, welches aus sechs Dörfern besteht, die zum Theil im Waldgebirge zerstreut liegen. Da ist gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Folgendes geschehen:

Es war im Monat April ein recht stürmischer Abend mit Regen und Schnee; der Sturm heulte um die Kirche und rüttelte an Läden und Thüren des Pfarrhauses. Drinnen aber saß der Pfarrherr am eichenen Tische bei Weib und Kindern und las den Abendsegen, dann sangen sie das Abendlied des Gottesmannes Paul Gerhardt: „Nun ruhen alle Wälder" ꝛc. Da mitten in den Gesang und Sturm hinein krachte es draußen vor dem Fenster, und es war den Leuten drinnen, als hörten sie einen schweren Fall und dann wieder Fußtritte von Menschen. Der Pfarrherr sprang auf und zündete schnell eine bereit stehende Laterne an. Vorsichtig öffnete er den wohlverwahrten Fensterladen und leuchtete hinaus; da sah er denn, daß eine Planke im

Zaune um das Gärtlein vor dem Hause zerbrochen war und im nassen Boden sich Fußtapfen zeigten. Sonst konnte er nichts sehen und hören vor dem rasenden Sturme und Regen. Er schloß den Laden und sagte: „Behüt' uns Gott, ihr Lieben! Das war ein unheimlich Ding und wir werden wohl diese Nacht einen schlimmen Besuch erhalten!“ — Den Pfarrleuten war dieses zu jener Zeit, wo sich gar vieles Raubgesindel und Gaunervolk in dieser Gegend umhertrieb, nichts Neues, und sie machten sich ruhig auf Alles gefaßt. Fenster und Thüren am Hause wurden wohl verwahrt und Hunde losgelassen im Hofe. Der Hausvater mit dem ältesten Sohne und seinem Knechte rüstete seine Gewehre, die er unter den Gefahren dieses einsamen Ortes nothgedrungen zu handhaben gelernt hatte. „Geht nun zu Bett,“ sagte er zu den Seinen, „der Herr wird Wache halten!“ Das hatten sie oft schon erfahren, und so gingen sie getrost zur Ruhe. Aber die gerüsteten Männer wachten die ganze Nacht vergeblich, es kam nichts. Am folgenden Abend brauste wieder Sturm um das Haus; aber die Männer gingen früh zu Bette, theils um sich zu erholen von der letzten Nachtunruhe, theils um gegen Mitternacht hin wieder bei der Hand zu sein. Denn gerade für diese Nacht waren sie am meisten besorgt.

Die Mitternacht kam und der Sturm legte sich. Alles schlief im Hause; nur die Mutter wachte an der Wiege ihres jüngsten Söhnleins, welcher ein gar arger Schreihals war und nicht zur Ruhe kommen wollte. Um den Vater nicht zu stören, ging sie mit ihm in ein Nebenzimmer, wo sie ihn hin- und hertrug. Da hörte sie unten ein Lärmen, unterdrücktes Knurren der Hunde und Summen von Menschen. Vor dem Fenster des obersten Stockwerkes, wo sie sich befand, hörte sie das Pochen einer angelegten Leiter. Schnell weckte sie die Männer, und diese waren sogleich mit den geladenen

Gewehren bei der Hand. Als der Pfarrer an's Fenster trat, sah er einen Haufen Menschen im Hofe, eine Leiter an die Wand gelegt und oben drauf einen wilden Kerl stehend.

„Wer da?" rief der Pfarrer. — Keine Antwort. — „Wer da? noch einmal!" Da brüllte aus dem Haufen Einer: „Der Teufel ist da und will Pfaffen stehlen!" Da schoß der Pfarrer und der Mann stürzte von der Leiter. Weiter gab's nun Schuß auf Schuß, bis der Haufe auseinanderstob über die Hofmauer und den Kirchhof mit gräßlichem Fluchen und Heulen. Später, als Alles ruhig war, gingen die Männer aus dem Hause in den Hof und fanden da die beiden großen Hofhunde sterbend liegen, weil sie vergiftete Wurst gefressen hatten. Am Morgen konnten sie die Blutspuren bis in den nahen Wald verfolgen.

Einige Wochen nach diesem nächtlichen Vorfall kam früh Morgens ein Mann zu dem Pfarrer, der sah gar unheimlich aus, war aber doch im Hause bekannt. Es war ein Korbmacher, den man nur den Mahnenhannes nannte. Der trat zum Pfarrer in seine Studirstube und grüßte ihn freundlich, fast ehrerbietig. Hierauf sagte er: „Herr Pfarrer, ich war neulich in der Nacht an Eurem Fenster und hab' spionirt. Da habt Ihr mit Euern Leuten ein Lied gesungen. So was hab' ich noch nicht gehört; es ist mir durch's Herz gegangen. Ich bitt' Euch, sagt mir noch einmal das Lied." Pfarrer: „Das war unser Abendsegen, den wir alle Tage singen. Ich will's Euch gerne noch einmal sagen." Und nun sagte ihm der Pfarrer das ganze schöne Lied von dem Gottesmanne Paul Gerhardt mit möglichstem Ausdrucke vor. Im weitern Gespräch erfuhr der Pfarrer auch, daß der nächtliche Ueberfall von dem Korbmacher und der in dem nahen Walde liegenden Bande ausgeführt war, und daß der Geschossene wieder geheilt sei.

Einige Tage darnach kam der Korbmacher wieder zum Pfarrer und sagte: „Wir müssen nun fort aus der Gegend und dürfen nicht wieder kommen. Da wollt' ich Euch aber noch einmal sehen und Euch bitten, mir das Lied aufzuschreiben, das Ihr mir neulich gesagt habt." Der Pfarrer schrieb ihm das Lied auf und sprach dann noch mancherlei aus Gottes Wort mit dem Mann bis um Mitternacht. Der Räuber ging hinaus in die dunkle Nacht, aber es war ein Fünklein des Glaubenslichtes in seine Seele gefallen, und war gleich dasselbe nicht mächtig genug, ihn ganz seinem unstäten Leben zu entziehen, so beging er doch, wie die noch vorhandenen Aktenstücke darüber ausweisen, von da ab keine absonderliche Verbrechen mehr. Und als er zwei Jahre später auf der Münzplatte im Spessart wegen früher verübter Mordthaten mit dem Strange gerichtet wurde, da verlangte er ausdrücklich, daß die Schuljugend ihm auf seinem Todesgange das vom Bergpfarrer erhaltene Lied vorsingen solle.

Nro. 854.

Herr, es ist von meinem Leben.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts reiste eine kleine Gesellschaft von Studenten von Halle aus über Jena, wo sich noch einige daselbst Studirende ihnen anschlossen, und dann weiter durch den Thüringer Wald nach Franken. Unter der, aus acht rüstigen Jünglingen bestehenden Gesellschaft (so erzählt Dr. Heinrich von Schubert in seinem Alten und Neuen) war auch der Großonkel meines Schwagers. Die Jünglinge übernachteten, nach kurzer Tagreise, in einem vor dem Eingange des Thüringer Waldes gelegenen Oertchen. In der Nacht und am andern Morgen regnete es heftig, erst gegen Mittag heiterte sich der Himmel auf; da rüsteten sich die jungen Reisenden zum Abmarsch. Als dies der Wirth, so wie der anwesende Stadtschreiber

des Oertchens sahen, redeten sie ihnen dringend zu, doch heute noch zu bleiben und lieber erst am andern Morgen früh aufzubrechen, denn in einem halben Tage könnten sie nur mit Mühe bis in die Mitte des Waldes kommen, in eine Gegend, wo zwar etliche Wirthshäuser stünden, welche aber mit Recht sehr verrufen und wegen mehrerer seither geschehener Mordthaten in großem Verdacht wären.

Die jungen Leute waren sämmtlich, nach damaliger Sitte, mit Seitengewehr versehen und dabei leichten, guten Muths. Einer von ihnen war erst im vorigen Frühling von seiner Heimath in Franken her durch den Wald gereist, und es war ihm nichts passirt. Die acht Starken lachten daher der Bedenklichkeiten des guten Stadtschreibers und des Wirths und äußerten: sie hätten Eile, und was das Räubergesindel beträfe, so meinten sie, soll dies eher Ursache finden, sich vor ihnen zu fürchten, als sie vor ihm. Sie nahmen denn kurzen Abschied von den beiden ängstlichen Leuten und machten sich mit rüstigem Schritte auf den Weg, über die Höhen der Kalkberge hinauf nach dem waldbewachsenen Gebirge. Den mühseligen Gang, auf schlüpfrigem Boden und durch den düstern Wald der hohen Tannen, kürzte der Gesang manches frohen Liedes und muntres Gespräch ab. Als gegen Abend die Schatten der Tannen immer dunkler wurden, sahen sie beim Hinabsteigen in eine Thalschlucht das Wirthshaus vor sich, einsam, an einem über Granitgestein rauschenden Bach gelegen.

Der Großoheim meines seligen Schwagers hat oft erzählt, ihm hatte geschaudert, da er in das Haus eingetreten sei und die beiden Wirthsleute, die so ganz besonders auf die Reisenden blickten, gesehen habe, besonders da der Hund, welchen einer der Reisegefährten bei sich hatte, nicht habe wollen über die Schwelle gehen, sondern winselnd und scheu vor der Thür herumgelaufen sei, bis ihn der Wirth mit den Worten: „Das kleine Hündlein fürchtet sich vor unserm großen Hunde, der

thut ihm nichts," auf den Arm genommen und hineingetragen habe. Wahrscheinlich ging es den sieben andern jungen Starken auch nicht viel anders als dem Großoheim meines Schwagers. Sie waren so ziemlich still, bis das Abendessen kam und hernach beim Rauch des Tabaks und einem Glas Bier die Gespräche der jugendlichen Redseligkeit wieder angesponnen wurden.

In der Mitte des Zimmers stand eine dicke, hölzerne Säule, welche vom Boden bis zur Decke hinaufragte und diese zu stützen schien. Um diese Säule herum ordnete jetzt die Hausmagd das Nachtlager von Stroh für die jungen Reisenden so an, daß die Kopfkissen, die man auf die Lehnen der umgestürzten hölzernen Stühle gelegt hatte, an die Säule zu liegen kamen. Die jungen Leute wunderten sich über diese Einrichtung ihres Nachtlagers und fragten nach der Ursache derselben; die Hausmagd antwortete scherzend: es geschehe deßhalb, damit die jungen Herrn mit Händen und Füßen hübsch weit und bequem auseinander lägen und bei Nacht keinen Streit anfangen könnten. Die Jünglinge lachten und ließen die Anordnung sich gefallen.

Sie waren alle von dem schlechten Wege ziemlich ermüdet, als daher in dem Wirthshause, wo außer ihnen heute kein einziger Gast übernachtete, Alles still geworden, beschlossen sie, sich zur Ruhe zu begeben. Vorher aber verriegelten sie die Thüre und nahmen ihre guten Waffen zur Hand. Die Jünglinge der damaligen Zeit pflegten aber stets auf mehr als eine Weise gewaffnet zu gehen. Man schämte sich nicht, weder zu Hause noch auf Reisen, des lauten, gemeinsamen Gebetes am Morgen und bei Tische oder Abends vor Schlafengehen, und selbst die Fuhrleute jener Zeit sah man niemals sich der ersehnten Ruhe überlassen, bevor sie nicht aus ihrem Reisegebetbuche oder aus dem Gedächtnisse und Herzen ein christliches Gebet gesprochen hatten. Unter jenen acht Jünglingen waren überdies einige, welche die Lehren der

damaligen ernsten Gottesgelehrten in Halle und Jena nicht blos mit den Ohren, sondern mit dem Herzen erfaßt hatten. Unsere Jünglinge beteten daher mit einander das kindlich kräftige, herrliche Abendgebet aus Arndts Paradiesgärtlein, das Gebet, das an Ernst und Innigkeit nie von einem andern Abendgebet übertroffen worden ist, und dann das gute alte Lied: „Herr! es ist von meinem Leben.“ Der Großoheim erzählt: da der Vers gebetet worden sei:

Steure den gottlosen Leuten,
Die im Finstern Böses thun.
Sollte man gleich was bereiten,
Uns zu schaden, wenn wir ruhn,
So zerstöre du den Rath
Und verhindere die That,
Wend auch alles andre Schrecken,
Das der Satan kann erwecken —

da habe ihn ein Schauer, aber auch ein Gefühl des festen Vertrauens auf Gottes Schutz ergriffen. — So, mit den Waffen in der Hand und im Herzen legten sich unsere acht Reisenden nieder. Aber einen unter ihnen ließ eine unerklärliche Angst nicht einschlafen. Ihm ging es, wie dem kleinen Hunde, den sie bei sich hatten, welcher auch, als sein Herr sich niederlegte, ein Gewinsel erhob und, obgleich er gestraft worden war, durchaus keine Ruhe hatte, sondern immer an der Seite seines Herrn herumlief und winselte. Endlich wurde die Unruhe bei dem jungen Reisenden so groß, daß er selber vom Lager eilig aufsprang und auch nicht abließ, seine andern sieben Gefährten zu rütteln und zu schütteln, bis er sie endlich bewogen hatte, von der Streu aufzustehn und, so sehr sie auch über diese Zudringlichkeit murrten, sie sich zu ihm an den Tisch setzten. Sie hatten sich ein Licht wieder angezündet, einige suchten sich durch den Rauch der von Neuem in Feuer gesetzten Tabakspfeife und durch das noch vom Abendessen zurückgebliebene Bier munter zu erhalten; die andern schliefen, mit

dem Haupte auf den Tisch gelehnt. Da auf einmal geschah ein furchtbarer Schlag. Von der Decke war eine schwere Maschine, die vorher wie ein Kranz oben die Säule umgeben hatte, herabgestürzt und hatte die Lehnen der umgekehrten Stühle, auf denen vorhin die Köpfe der Reisenden ruhten, in Splitter zermalmt.

Die Reisenden sprangen erschrocken auf und stellten sich mit ihren gezückten Hirschfängern an die Thüre hin, denn mit Recht erwarteten sie von hier herein eine Fortsetzung des versuchten Mordanschlags. Sie hatten sich nicht geirrt. Man hörte von der Treppe herunter Stimmen und eilige Fußtritte. Der Riegel war so eingerichtet, daß man ihn von außen zurückziehen konnte. Die Thür geht auf, der Wirth und noch zwei Gesellen mit ihm treten ein in der Meinung, hier nur noch Leichname oder tödtlich Verwundete zu treffen. Die acht Jünglinge empfangen aber die Mörder mit so kräftigen Streichen ihrer Waffen, daß der eine zu Boden sinkt, die andern beiden verwundet sich zurückziehen. Die jungen Kämpfer verrammeln nun, so gut es gehen will, die Thür und erwarten in beständiger Furcht eines neuen Angriffs den Morgen. Die Nacht geht aber ohne weiteren Schrecken vorüber. Bei Tagesanbruch machen sich dann unsere Reisenden eng an einander geschlossen und die Waffen in der Rechten auf den Weg, und die Furcht beflügelt so ihre Schritte, daß sie schon vor 10 Uhr im nächsten herzoglich sächsisch-meiningischen Orte sind, wo sie den Vorfall den Gerichten anzeigen.

Nro. 901.

Wenn wir in höchsten Nöthen sein.

Dr. Paul Eber, Professor in Wittenberg, dessen Wahlspruch Psalm 119, 105 war, dichtete dieses Lied unter dem Titel: „Das Gebet Josaphats. 2. Chron. 20," als Kaiser Karl V. nach der für die Protestanten so unglücklichen Schlacht bei Mühlberg 1547 vor die Stadt

Wittenberg gezogen war, in welcher von allen Professoren er, Bugenhagen und Creuziger, auf die Hilfe des Herrn vertrauend, allein zurückgeblieben waren.

Als einst in der Barfüßerkirche zu Erfurt einem Theil der Kirchendecke durch einen Blitzstrahl der Einsturz drohete, flüchteten sich 50 Leute zum Altar und sangen das Lied: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein," worauf sie unversehrt blieben, obgleich der Einsturz erfolgte.

In Brandenburg bliesen am 30. März 1588 drei Zinkenisten wie gewöhnlich einen Choral in der Frühe vom Thurm, und zwar gerade den Choral: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein." Kaum waren sie zu Ende, so stürzte der Thurm mit ungeheuerm Krachen ein und sie stürzten mit ihm herab. Aber der Herr hatte das Wunder an ihnen gethan, daß sie trotz des hohen Sturzes an ihrem Leibe heil und unverletzt geblieben sind.

Dieses Lied, berichtete M. Ernst Georg Schulin, welcher sich 6 Jahre auf der hohen Schule zu Straßburg aufgehalten, wurde in der Nacht vom Münster zu Straßburg durch Stadttrompeter herabgeblasen, als am 16. Sept. 1681 die Franzosen diese Festung mit Sturm einnahmen.

Der kurpfälzische Oberst von Gersdorf hatte gegen Ende des 30jährigen Krieges Pegau besetzt und machte von da aus den Schweden in Leipzig viel zu schaffen, daher sich der dortige General Torstenson endlich mit einem bedeutenden Heere gen Pegau aufmachte und mitten im December 1644 die Stadt zu belagern begann. Da alle Aufforderungen zur Uebergabe zurückgewiesen wurden, ließ er Feuergranaten in die Stadt werfen, worauf dann bald an mehreren Orten die Flammen hoch aufschlugen. Ein fortwährender Kugelregen hinderte

die Bewohner, die brennenden Häuser zu löschen und ihre Habseligkeiten zu retten, so daß bald Hunger und Noth aller Art in der Stadt überhand nahmen. Da sandte denn Gersdorf endlich Boten an Torstenson, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln, erhielt aber zur Antwort, die Zeit der Gnade sei nun vorüber. Darauf begab sich der gesammte Magistrat in's feindliche Lager und bat um Schonung der Stadt; aber auch seine Schritte waren umsonst. Nun entschloß sich der wackere Pfarrer und Superintendent, M. Samuel Lange, noch einen letzten Versuch zu machen. An der Spitze von zwölf weißgekleideten Knaben zog er in seinem Amtsrocke hinaus und kam auch unangehalten bis zum Zelte des feindlichen Generals, der eben im Begriff war, einen Hauptsturm auf die Stadt anzuordnen. Auf einen Wink des Führers fielen jetzt die Knaben auf ihre Kniee und sangen in tiefer Bewegung: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein“ ꝛc. Nach dem Gesange begann Lange seine Fürsprache für die Stadt, allein kaum hatte er einige Worte an den Feldherrn gerichtet, siehe, da fielen beide einander um den Hals, indem sie sich gegenseitig als alte Studiengenossen und treue Jugendfreunde erkannten. Torstenson befahl alsobald, die Stadt, anstatt mit Kugeln zu beschießen, mit Lebensmitteln zu versorgen, und gebot seinen Leuten, nicht als Feinde, sondern als Freunde einzuziehen. Lange aber ging, seine Gemeinde zu einem Dankgebete für die gnädige Errettung zu versammeln, und der Magistrat beschloß, daß zum Andenken an diesen Tag jeden Sonntag der Nachmittagsgottesdienst mit jenem Liede beginnen sollte, wie solches denn auch noch in den neuesten Zeiten zu geschehen pflegte.

Als im Jahre 1639 im 30jährigen Kriege der schwedische Oberst von Dörfling von der armen Stadt Eilenburg die unerschwingliche Summe von 30,000 Thalern zu erpressen suchte, so ließ der Archidiakonus

Rinkart, welcher vergeblich eine Fürbitte bei dem harten Obersten versucht hatte, zur Betstunde läuten und sprach zu den versammelten Bürgern: „Kommt, meine lieben Beichtkinder! wir haben bei den Menschen kein Gehör noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden;“ dann ließ er dieses Lied: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein,“ anstimmen und kniete nieder und betete das Vaterunser nebst andern Gebeten. Als solches der Schwede vernommen, ist er so erweicht worden, daß er sich endlich mit einer Summe von 2000 Gulden begnügte.

Nro. 959.

Gott Lob! ein Schritt zur Ewigkeit.

August Hermann Francke hielt im Jahr 1690 eine Gastpredigt in Erfurt und wurde darauf im Juni desselben Jahres zum Diaconus an der Augustinerkirche gewählt. Eine große Menge Zuhörer strömte jeden Sonntag in Francke's Predigten, selbst Katholiken in Erfurt besuchten sie, und mehrere verließen die katholische Kirche, um in die protestantische überzutreten, in der das Evangelium so lauter und rein verkündigt ward. Aber ein Theil der protestantischen Bürgerschaft, und selbst ein College Francke's, sahen sein Wirken ungern und wünschten seine baldige Entfernung; und noch mehr arbeitete ihm der katholische Theil der Bürgerschaft entgegen und suchte es endlich dahin zu bringen, daß der Kurfürst von Mainz, der damals Landesherr von Erfurt war, ihn absetzen sollte. Man suchte einen Vorwand, um Francken beizukommen, und es ward daher das Verbot: „ketzerische Bücher zu verbreiten,“ bekannt gemacht, denn man wußte, daß Francke manches Ballot Bücher bekomme. Er fuhr aber fort, neue Testamente und Arndt's wahres Christenthum zu verschreiben, und bald war von der wachsamen Post ein solches Paket, das an Francke adressirt war, auf das Rathhaus abgeliefert. Francke ward vor den Rath beschieden. Man fragte ihn: „Warum

er sich unterstanden habe, gegen das Verbot ketzerische Bücher zu verschreiben?" Er versicherte, nie so etwas gethan zu haben. Man antwortete: „Weil er denn so dreist seine That leugne, so wolle man ihn überführen," und läßt das Paket kommen und öffnen. Aber da fanden sich nur N. Testamente; die Rathsherren schämten sich und entließen Francke mit Ehren. Nun schien Alles zufrieden. Aber plötzlich erschien ein churfürstliches Rescript von Mainz aus, „man könne keine Secte in Erfurt dulden und der M. Francke sei zu entfernen." Sobald Francke etwas von diesem Rescripte hörte, ging er vor den Rath der Stadt und beschwerte sich hierüber. Man rieth ihm, selbst um seine Entlassung einzukommen, er aber antwortete: „Der Gottlose flieht und Niemand jagt ihn, der Gerechte aber ist getrost, wie ein junger Löwe." Nun empfing er den Befehl, innerhalb 48 Stunden Erfurt zu verlassen. Francke that es, indem auf seine Bitte, „ihm das Recht, das auch ein Dieb und Mörder habe, sich zu verantworten, doch auch zu lassen" — keine Rücksicht genommen ward. Vergeblich gingen die Schulkinder flehentlich vor die hohe Obrigkeit, ja sie thaten sogar Fußfall, um Francke behalten zu dürfen, vergebens baten die Bürger, man setzte die Bittenden gefangen. — Die zwei Tage, während deren sich Francke noch in Erfurt aufhielt, ließ er Zuhörer und Freunde sich in seiner Wohnung versammeln und ermahnte sie auf's beweglichste, treu zu bleiben in der empfangenen Gnade und zu beharren bis an's Ende. Sie zerflossen in Thränen. Am 27. März 1691 verließ er Erfurt in Empfindung des überschwänglichen Trostes des hl. Geistes, um zu seiner Mutter nach Gotha zu gehen. Auf diesem Wege verfertigte er das Lied: „Gott Lob! ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet."

Anhang.

Versuch eines Calendariums

betr. der Liederdichter, Componisten und einzelner Geschichten zu dem Gesangbuche der evangelischen Kirche der Pfalz.

Anmerkung. Betr der Liederdichter sind die „Lebensgeschichtlichen Nachrichten" in der 15. Gabe des evangelischen Vereins, betr der Liedergeschichten die einzelnen Nummern im vorliegenden Büchlein zu vergleichen.

Januar.

1. 1484 geb. H. Zwingli.
   1723 geb. Ch. Gregor.
2. 1629 geb. Ch. Scriver.
   1801 gest. J. K. Lavater.
6. 1547 gest. J. Hesse.
   1683 geb. L. Gedicke.
   1699 geb. Ph. F. Hiller.
8. 1557 gest. Albrecht der Jüngere.
10. 1723 gest. L. J. Schlicht.
12. 1730 gest. J. Ch. Schwedler.
13. 1662 gest. J. Keimann.
    1666 geb. J. K. Schade.
14. 1797 gest. J. S. Diterich.
16. 1549 geb. J. Pappus.
    1719 gest. J. F. Zihn.
17. 1844 gest. K. A. Döring.
18. 1618 gest. M. Rutilius.
    1701 geb. J. J. Moser.
    1818 geb. J. H. A. Ebrard.
20. 1587 geb. J. H. Schein.
    1712 geb. Ch. K. L. Pfeil.
21. 1532 geb. L. Helmbold.
    1815 gest. M. Claudius.
22. 1783 geb. K. A. Döring.
    1788 gest. G. J. Zollikofer.
23. 1695 gest. J. Sieber.
    1843 gest. F. H. K. de la Motte Fouqué.
24. 1763 geb. K. B. Garve.
25. 1576 gest. H. Sachs.
    1740 geb. Ch. G. Sturm.
    1795 geb. Ch. A. Bähr.
26. 1342 gest. J. M. Meyfart.
    1744 gest. L. F. F. Lehr.
27. 1715 gest. K. Neumann.
    1789 geb. F. Silcher. Mel. 880.
29. 1674 geb. J. H. Böhmer.
    1723 geb. J. A. Cramer.
    1860 gest. E. M. Arndt.
30. 1697 geb. J. J. Quanz. Mel. 63.
31. 1603. geb. D. Denicke.

Februar.

1. 1628 gest. V. Schmuck.
1758 geb. L. Th. Kosegarten.
1855 gest. C. Harms.
2. 1664 geb. J. Job.
1758 geb. J. M. Hahn.
3. 1723 gest. J. D. Herrnschmid.
5. 1622 gest. M. Behemb.
1736 gest. J. Job.
9. 1657 gest. D. Böhme.
1693 geb. J. L. K. Allendorf.
11. 1660 geb. W. Ch. Deßler.
1781 geb. F. Kölle.
12. 1640 gest. M. Altenburg. Mel. 590.
1737 gest. B. Schmolke.
1739 gest. J. A. Freylinghausen.
1749 gest. V. E. Löscher.
1777 geb. F. H. K. de la Motte Fouqué.
13. 1798 vrgl. Nr. 167.
1842 gest. G. F. W. Schulz.
14. 1784 gest. Ch. K. L. Pfeil.
1826 gest. J. D. Falk.
15. 1571 geb. M. Prätorius. Mel. 807.
1705 geb. K. F. Stresow.
16. 1497 geb. Ph. Melanchthon.
1728 geb. H. E. Heeren.
17. 1647 gest. J. Heermann.
1769 geb. J. B. Albertini.
18. 1546 gest. M. Luther.
19. 1683 geb. F. A. Lampe.
20. 1546 vgl. Nro. 262.
1564 geb. Siegfried.
21. 1556 geb. S. Calvisius. Mel. 250.
1703 gest. Ch. Tietze.
1735 gest. L. Gedicke.
1756 geb. G. F. Hillmer. Mel. zu: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi“ 2c.
1667 geb. B. Crasselius.
23. 1662 gest. J. Crüger. Mel. 3, 54, 108, 159, 197, 241, 272, 338, 400, 424, 562, 571, 656, 773.
24. 1693 geb. J. J. Rambach.
1734 gest. J. Mentzer.
25. 1793 geb. H. Möwes.
27. 1607 geb. Ch. Keimann.
1646 geb. M. Cramer.
1825 vgl. Nro. 167.

März.

2. 1606 gest. M. Moller.
3. 1706 gest. J. Pachelbel. Mel. 328.
1732 gest. G. M. Pfefferkorn.
4. 1835 gest. G. F. Hillmer. Mel. zu: „Die Gnade unsern Herrn Jesu Christi“ 2c.
5. 1624 geb. K. F. Nachtenhöfer.
6. 1624 geb. F. G. Albinus.
1659 geb. S. Frank.
1742 gest. Ph. B. Sinold.
7. 1628 geb. J. Sieber.
1783 geb. G. W. Fink.
8. 1607 geb. J. Rist.
1811 gest. H. E. Heeren.
11. 1654 geb. H. G. Neuß.
1722 gest. W. Ch. Deßler.
12. 1607 geb. P. Gerhardt.
1672 gest. Ludämilia Elisabetha.
13. 1704 gest. M. Müller.
14. 1745 gest. G. Wimmer.
1803 gest. F. G. Klopstock.
16. 1609 geb. M. Frank.
1621 geb. G. Neumark.

17. 1800 geb. N. Stier.
19. 1708 gest. S. Rodigast.
20. 1650 geb. H. Assig.
21. 1699 gest. J. F. Hertzog.
23. 1633 geb. A. H. Francke.
24. 1735 geb. L. Münter.
25. 1801 gest. F. L. Hardenberg.
26. 1739 geb. Ch. F. D. Schubart.
27. 1654 geb. F. R. L. Canitz.
1714 gest Anton Ulrich.
1742 gest. J. M. Schamelius.
28. 1522 geb. Albrecht der Jüngere.
30. 1798 geb. L. Hensel.

April.

1. 1680 gest. D. Denicke.
2. 1605 geb. D. Böhme.
1640 gest. P. Flemming.
1817 gest. J. H. Jung.
3. 1769 gest. G. ter Steegen.
4. 379 gest. Ambrosius. Mel. 392, 741, 934.
1845 gest. F. A. Krummacher.
5. 1693 gest. Chr. Scriver.
1701 geb. J. Krause.
7. 1634 geb. H. Schenk.
1640 geb. Ludämilia Elisabetha.
8. 1669 gest. J. M. Dilherr.
9. 1598 geb. J. Crüger. Mel. 3, 54, 108, 159, 197, 241, 272, 338, 400, 424, 562, 571, 656, 773.
10. 1799 gest. E. G. Küster.
1802 geb. J. P. Lange.
11. 1598 geb. Wilhelm II.
1648 gest. M. A. Löwenstern.
1675 geb. J. D. Herrnschmid.
12. 1492 geb. A. Blaurer.
1598 gest. L. Helmbold.
13. 1702 gest. A. Klesel.
1833 gest. E. Recke.
14. 1684 gest. J. Olearius.
15. 1659 gest. S. Dach.
17. 1643 geb. H. A. Stockfleth.
19. 1560 gest. Ph. Melanchthon.
1607 geb. V. Thilo.
1735 gest. J. J. Rambach.
20. 1594 geb. M. A. Löwenstern.
1772 gest. L. Urlsperger.
21. 1532 geb. M. Schalling.
1562 geb. V. Herberger.
1805 gest. F. B. Glaser. Mel. 782.
23. 1586 geb. M. Rinkart.
1708 geb. F. Hagedorn.
1846 gest. Chr. A. Bähr.
24. 1709 gest. M. Hancke.
1769 gest. Ph. F. Hiller.
25. 1626 geb. S. Birken.
27. 1635 gest. S. Zehner.
1782 gest. D. Bruhn.
28. 1799 geb. F. Börsch.
1831 gest. S. G. Bürde.
29. 1541 gest. J. Gramann.
30. 1642 geb. Ch. Weise.

Mai.

1. 1809 gest. K. G. Pfeffel.
2. 1681 gest H. Schenk.
1772 geb. F. L. Hardenberg.
3. 1561 gest. N. Herman.
4. 1594 geb S. Zehner.
1673 gest. M. Schirmer.
1801 geb. K. R. Hagenbach.
5. 1553 gest. E. Alber.
1613 gest. J. Steuerlein.
1657 geb. Ph. B. Sinold.

7. 1684 gest. T. Clausnitzer.
1744 geb. J Lange.
8. 1689 gest. Ch. Knorr von Rosenroth.
9. 1760 gest. N L. Zinzendorf.
10. 1631 vgl. Nro. 680.
12. 1552 vgl. Nro. 678.
1671 geb. E. Neumeister.
1688 geb. J. A. Rothe.
16. 1662 gest. Wilhelm II.
1789 geb. F. Rückert.
18. 1627 gest. V. Herberger.
19. 1854 gest. W. Hey.
20. 1671 gest. A. H. Buchholz.
1756 geb. E. Recke.
21. 1711 gest. J. G Olearius.
22. 1680 gest. J. J. Schütz.
24. 1592 gest. N. Selnecker.
24. 1641 geb. Ch. Tietze.
25. 1604 gest. C. Becker.
1679 gest. J. G. Albinus.
1778 geb. C. Harms.
26. 1661 geb. L. A. Gotter.
1700 geb. N. L. Zinzendorf.
1708 gest. J. F. Ruopp.
28. 1752 gest. Chr. R. Zinzendorf.
1783 gest. J. Ch. Zimmermann.
1722 gest. L. Laurenti.
29. 1733 geb. H. J. Tode.
30. 1714 gest. G. Arnold.
31. 1680 gest J. Neander.
1725 geb E. G. Woltersdorf.

Juni.

1. 1618 geb. J. Franck.
1639 gest M. Frank. Mel. 764.
2. 1681 gest E Chr Homburg.
5. 1493 geb. J. Jonas.
1647 geb. J. F. Hertzog.
1668 geb. J. M. Schamelius.
1774 gest. J. L K. Allendorf.
6. 1711 gest A. Ingolstetter.
7. 1676 gest. P. Gerhardt.
8. 1660 geb. L. Laurenti
1727 gest. A. H. Francke.
11. 1725 gest. S. Franck.
1788 gest. J. A. Cramer.
13. 1713 geb. E. Liebich.
14. 1702 geb. J. B. Reimann. Mel. 438.
15. 1774 gest. K. H. Bogatzky.
17. 1792 geb. G. Schwab.
18. 1667 gest. Luise Henriette.
1677 gest. J. Franck.
1814 gest. G. B. Funk.
20. 1722 gest. J. Baumgarten.
22. 1600 gest. Ch. Vischer.
1702 gest. M. Cramer.
1841 gest. K. B. Garve.
23. 1747 geb. J. Chr. Wagner.
24. 1504 geb. J. Matthesius.
1737 geb. J. K. D. Bickel.
28. 1604 geb. H. Albert.
1736 geb. K. G. Pfeffel.
1809 gest. J. K. D. Bickel.
29. 1685 geb. J. G. Krause.

Juli.

1. 1523 vgl. Nro. 392.
2. 1724 geb. F. G. Klopstock.
3. 1646 geb. G. W. Leibnitz.
4. 1487 geb. J. Gramann.
1715 geb. Ch. F. Gellert.
5. 1543 geb. J. Steuerlein.
6. 1601 geb. J. Gesenius.
7. 1828 gest. A. H. Niemeyer.
8. 1681 gest. G. Neumark.
9. 1677 gest. J. Scheffler.
1726 gest. J. A. Haßlocher.
11. 1635 geb. Ch. W. Sacer.
12. 1681 gest. S. Birken.
1759 vgl. Nro. 339.

12. 1773 gest. J. J. Quanz. Mel. 63.
13. 1610 gest. J. Pappus.
1768 geb. F. A. Krummacher.
15. 1636 geb. Chr. Knorr von Rosenroth.
1704 geb. A. G. Spangenberg.
16. 1664 gest. A. Gryphius.
17. 1756 gest. J. F. Stark.
19. 1593 geb. J. Fabricius.
21. 1802 gest. Ch. F. Neander.
1827 vgl. Nro. 167.
22. 1743 gest. H. C. Hecker.
24. 1617 gest. K. Füger.
1821 gest. J. T. Hermes.
25. 1698 gest. J. K. Schade.
1798 geb. A. Knapp.
27. 1658 geb. J. Mentzer.
1662 gest. V. Thilo.
29. 1605 geb. S. Dach.
31. 1736 geb. J. F. Feddersen.
1799 geb. Ch. G. Barth.

August.

1. 1635 gest. G. Weißel.
1699 geb. H. C. Hecker.
1745 gest. G. Adolph.
1801 geb. K. J. Ph. Spitta.
1834 vgl. Nro. 400.
3. 1632 gest. J. Stegmann.
1774 geb. G. F. W. Schultz.
5. 1694 gest. H. Assig.
1730 geb. G. J. Zollikofer.
6. 1754 gest. J. G. Wolf.
8. 1708 gest. H. A. Stockfleth.
10. 1556 geb. Ph. Nicolai.
11. 1654 gest. J. Fabricius.
1699 gest. F. R. L. Canitz.
1722 gest. J. J. Winckler.
12. 1702 geb. J. Ch. Zimmermann.
13. 1727 vgl. Nro. 487.
15. 1740 geb. M. Claudius.
16. 1527 vgl. Nro. 235.
1653 geb. J. Neunherz.
18. 1756 gest. E. Neumeister.
19. 1637 geb. Aemilie Juliane.
1808 geb. Ch. R. H. Puchta.
20. 1639 gest. M. Opitz.
24. 1701 gest. A. Fritsch.
25. 1744 geb. J. G. Herder.
26. 1714 geb. Ch. S. Ulber.
1786 gest. Ch. Ch. Sturm.
27. 1846 gest. G. W. Fink.
28. 1776 gest. Ch. S. Ulber.
29. 1749 gest. J. H. Böhmer.
30. 1668 geb. J. Baumgarten.
1823 geb. J. H. Lützel. Mel. 850.
31. 1667 gest. J. Rist.
1685 geb. S. Urlsperger.
1792 geb. E. Ch. G. Langbecker.

September.

1. 1653 geb. J. Pachelbel. Mel. 328.
1754 geb. A. H. Niemeyer.
2. 1731 geb. J. F. Cronegk.
3. 1709 geb. L. F. F. Lehr.
5. 1666 geb. G. Arnold.
7. 1640 geb. J. J. Schütz.
1650 geb. J. F. Zihn.
1690 geb. K. H. Bogatzky.
8. 1699 gest. G. W. Sacer.
8. 1724 gest. B. Crasselius.
10. 1793 gest. J. A. Schlegel.
12. 1591 gest. K. Bienemann.
1772 geb. J. F. Meyer.
1858 gest. Ch. R. H. Puchta.
14. 1648 geb. K. Neumann.
16. 1557 geb. M. Behemb.
17. 1554 gest. P. Speratus.
1611 geb. J. Olearius.
1631 vgl. Nro. Nro. 679.

17. 1721 geb. J. A. Schlegel.
18. 1671 gest. J. Gesenius.
1792 gest. A. G. Spangenberg.
1809 geb. F. V. Strauß.
19. 1727 geb. Chr. N. Zinzendorf.
1735 gest. L. A. Gotter.
21. 1718 gest. L. R. Senft
22. 1658 gest. G. Ph. Harsdörffer.
23. 1490 geb. J. Hesse.
24. 1645 geb. J. A. Haßlocher.
1667 gest. M. Frank.
25. 1635 geb. J. G. Olearius.
1740 J. G Krause.
27. 1659 gest. A. Tscherning.
28. 1671 gest. G. Werner.
1859 gest. K. J. Ph. Spitta.
29. 1650 geb. E. Dürr.
30. 1716 gest. H. G. Neuß.
1727 geb. D. Bruhn.
1785 gest. J. J. Moser.

October.

1. 1712 gest. G. Hoffmann.
3. 1700 geb. J. S. Kunth.
4. 1633 geb. Anton Ulrich.
1811 gest. F. Köpken.
5. 1609 geb. P. Flemming.
1711 gest. Chr. F. Richter.
1793 gest. B. Münter.
6. 1668 gest. H. Albert.
8. 1565 gest. J. Matthesius.
9. 1555 gest. J. Jonas.
1637 gest. J. Siegfried.
10. 1680 geb. J. F. Stark.
1791 gest. Ch. F. D. Schubart.
11. 1484 gest. H. Zwingli.
1585 geb. J. Heermann.
1616 geb. A. Gryphius.
12. 1492 vgl. Nro. 392.
13. 1823 geb. J. G. F. Faißt. Mel. 145
14. 1604 geb. J. M. Dilherr.
1834 gest. H. Möwes.
17. 1565 geb. V. Schmuck.
19. 1649 geb. S. Rodigast.
20. 1804 geb. F. A. Cunz.
21. 1651 gest. J. Prätorius. Mel. 762.
1708 gest. Ch. Weise.
23. 1597 gest. C. Schneegaß.
1681 geb. L. J. Schlicht.
24. 1561 geb. C. Becker.
25. 1621 geb. M. Hunold.
1640 geb. S. Liskow.
1648 vgl. Nro. 395.
26. 1608 gest. Ph. Nicolai.
1670 geb. J. Lange
1695 gest. Gustav Adolf.
1818 gest. L. Th. Kosegarten.
28. 1754 gest. F. Hagedorn.
1770 geb. J. D. Falk.
29. 1671 geb. G. Wimmer.
1675 gest. A. Hammerschmidt. Mel. 104.
30. 1685 geb. G. Adolf.

November.

1. 1607 geb. G. Ph. Harsdörffer.
4. 1850 gest. G. Schwab.
5. 1494 geb. H. Sachs.
6. 1632 gest. Gustav Adolf.
1715 gest. E. Dürr.
1801 gest. Ch. Gregor.
7. 1635 geb. A. Klesel.
1750 geb. F. L. Stolberg.
8. 1511 geb. P. Eber.
9. 1590 geb. J. M. Meyfart.
10. 1483 geb. M. Luther.
1547 geb. M. Moller.
11. 1732 geb. E. G. Küster.

14. 1716 gest. G. W. Leibnitz.
15. 1741 geb. J. K. Lavater.
17. 1627 geb. Luise Henriette.
18. 1611 geb. A. Tscherning.
1812 geb. H. A. Daniel.
19. 1627 geb. E. Finx.
23. 1685 gest. K. F. Nachtenhöfer.
24. 1615 gest. S. Calvisius.
Mel. 250.
25. 1607 geb. A. H. Buchholz.
27. 1697 geb. G. ter Steegen
29. 1734 geb. G. B. Funk.

December.

2. 1706 gest. Ämilie Juliane.
5. 1658 geb. G. Hoffmann.
1689 gest. S. Liskov.
1819 gest. F. L. Stolberg.
6. 1532 geb. N. Selnecker.
1831 gest. J. B. Albertini.
7. 1631 vgl. Nro. 806.
1753 geb. S. G. Bürde.
8. 1649 gest. M. Rinkart.
1729 gest. F. A. Lampe.
9. 1594 geb. Gustav Adolf.
1737 geb. F. Köpken.
10. 1569 gest. P. Eber.
1696 gest. J. Ch. Arnschwanger.
11. 1670 geb. J. A. Freylinghausen.
13. 1484 geb. P. Speratus.
1683 gest. Anna Sophia.
1769 geb. Ch. F. Gellert.
14. 1752 geb. Ch. A. Tiedge.
15. 1721 geb. J. S. Diterich.
16. 1629 geb. A. Fritsch.
1782 geb. K. Kocher.
Mel. 47.
17. 1638 geb. Anna Sophia.
1761 gest. E. G. Woltersdorf.
1788 geb. K. F. Stresow.
18. 1803 gest. J. G. Herder.
20. 1694 gest. E. Finx.
21. 1672 geb. B. Schmolke.
1672 geb. J. Ch. Schwedler.
23. 1670 geb. J. J. Winckler.
1780 gest. E. Liebich.
24. 1625 geb. J. R. Ahle.
Mel. 17, 598.
25. 800 vgl. Nro. 392.
26. 1724 geb. Ch. F. Neander.
1769 geb. E. M. Arndt.
28. 1625 geb. J. Ch. Arnschwanger.
29. 1608 gest. M. Schalling.
1673 geb. V. E. Löscher.
30. 1797 gest. H. J. Tode.
31. 1758 gest. J. F. Cronegk.
1788 gest. J. F. Feddersen.

Statuten

des

evangelischen Vereins für die Pfalz.

---

§ 1. Nachdem die Bibelvereine sich seit Jahren zur Aufgabe gemacht, die Bibel zu den Leuten zu bringen, scheint es eine Forderung der gegenwärtigen Zeit zu sein, nun auch die Leute immer mehr zu der Bibel zu bringen. Zu diesem Zwecke bildet sich ein evangelischer Verein, zunächst für die protestantische Pfalz.

§ 2. Der evangelische Verein für die protestantische Pfalz will es sich angelegen sein lassen, nach dem Vorgange bereits bestehender ähnlicher Vereine und nach Maßgabe der ihm zu Theil werdenden Kräfte, Mittel und Gelegenheiten, biblisch-christliche Erkenntniß zu wecken und zu pflegen.

§ 3. Zur Erreichung dieses Zweckes beabsichtigt der Verein, dem Volke in volksthümlicher Sprache und zu möglichst billigen Preisen vornehmlich solche Schriften an die Hand zu geben, die es an die Bibel weisen und ihm das Verständniß derselben erleichtern helfen, damit es unter den Irrungen der gegenwärtigen Zeit sich zurecht finden lerne auf den Weg, der zum ewigen Leben führt.

§ 4. Da die heilige Schrift von Christus zeugt (Joh. 5, 39), durch dessen Tod wir Gott versöhnet sind (Röm. 5, 10), und außer Ihm keinen andern Grund des Heils kennt (1. Cor. 3, 11), so wird der Verein bei Verfolgung seines Zweckes unverrückt an dem Grundsatze festhalten: nichts zu wissen, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. (1. Cor. 2, 2.)

§ 5. Der Verein wird nicht allein christliche Volksschriften, die sowohl bei den § 2 gedachten Vereinen, als auch sonstwie erschienen sind, verbreiten, sondern auch durch Herausgabe eigner Schriften seinen vorgesetzten Zweck zu erreichen suchen.

§ 6. Mitglied des Vereins ist Jeder, der einen jährlichen Beitrag gibt, wogegen er eine Jahresschrift als Vereinsgabe unentgeldlich empfängt. Letztere soll in der Regel zwischen Ostern und Pfingsten erscheinen.

§ 7. Je mehr und je höhere Beiträge eingehen, desto mehr und billigere Schriften wird der Verein zu bieten im Stande sein. Ueber die Verwendung der ihm anvertrauten Gelder wird er alljährlich einen ins Einzelnste gehenden Rechenschaftsbericht durch den Druck veröffentlichen und den Vereinsmitgliedern zustellen.

§ 8. Die Verwirklichung der Vereinszwecke liegt einem Vorstande von 3 Mitgliedern ob, der insbesondere die vorgeschlagenen Schriften und die Jahresrechnung zu prüfen hat. Er bestellt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden und einen Secretär. Der letztere hat auf die Beschlußnahme des Vorstandes die Herausgabe und Versendung der Vereinsschriften zu besorgen, den Rechenschaftsbericht zu verabfassen und ein Depot von Schriften verwandter Vereine zu unterhalten.

§ 9. Sämmtliche Mitglieder des Vereins haben Sitz und Stimme auf der alljährlich am Pfingstdienstage abzuhaltenden Generalversammlung, welche die Jahresrechnung abzuschließen, die Vorschläge für die herauszugebenden oder zu verbreitenden Schriften zu machen, den Vorstand neu zu wählen und überhaupt das Interesse des Vereins zu handhaben hat.

§ 10. Die § 6 gedachten Beiträge sind längstens immer bis Monat December an den Secretär des Vereins einzusenden, wobei es jedoch sehr wünschenswerth erscheint, um unnöthige Kosten zu ersparen, daß sich unter den Mitgliedern eines kleineren oder größeren Bezirks je eines derselben mit der Einsammlung und Uebermachung von Beiträgen befasse, an das hinwiederum die Jahresgaben des Vereins für die betreffenden Mitglieder zu versenden wären.

Verlags- und Commissions-Artikel

des

evangelischen Vereins für die protestantische Pfalz.

1) Bibel und Vernunft. 9 kr.
2) Geschichte der unirten Kirche. 12 kr.
3) Der Weihnachtsbaum. 4 kr.
4) Der Tag der Freiheit. 4 kr.
5) Die innere Mission. 4 kr.
6) Biblisches ABC-Buch. 6 kr.
7) Die vornehmsten Bekenntnißschriften. 9 kr.
8) Der Katechismus Martin Luthers. 3 kr.
9) Der Heidelberger Katechismus. 3 kr.
10) Die Augsburgische Confession. 3 kr.
11) Christlicher Haussegen. 12 kr.
12) Theologische Facultätsgutachten. 30 kr.
13) Heidelberger Gutachten. 12 kr.
14) Evangelisches Gebetbuch. 12 kr.
15) Dannstadter Kirchweih-Predigt. 6 kr.
16) Evangelische Vereins-Predigt. 3 kr.
17) 50 Confirmationsscheine. 5 Aufl. 1 fl. 30 kr.
18) 130 geistliche Lieder. 6. Aufl. 6 kr.
19) 18 Missionslieder. 1 kr.
20) Kindergebetbüchlein. 1 kr.
21) Martin Luther. 12 kr.
22) Ulrich Zwingli. 12 kr.
23) Philipp Melanchthon. 12 kr.
24) Johannes Calvin. 12 kr.
25) Iggelheims Jubelfest. 9 kr.
26) Die Weihnachtsfeier. 4 kr.
27) Nachrichten über Liederdichter. 30 kr.
28) Pfälzisches Gedenkbüchlein. 45 kr.
29) Confirmations-Andenken. 6 kr.
30) Die Vereinigungs-Urkunde vom Jahre 1818 2c. 12 kr.
31) Die Entwicklung des kirchlichen Lebens 2c. 6 kr.
32) Festlieder. 6 kr.
33) Evangelischer Liedersegen. 15 kr.

Buchdruckerei von D. Kranzbühler jun. in Neustadt a/H.